

Olivier Mau

# Myrtille am Strand



**FUNNY CRIMES bei SHAYOL**

3901 – Malcolm Pryce, *Aberystwyth Mon Amour*

3902 – Joe R. Lansdale, *Wilder Winter*

3903 – Olivier Mau, *Myrtille am Strand*

3904 – James Crumley, *Land der Lügen* (Frühjahr 2007)

3905 – Joe R. Lansdale, *Rumble Tumble* (Frühjahr 2007)

Olivier Mau

# Myrtille am Strand

Roman

Deutsch von Richard Betzenbichler

**LESEPROBE**

FUNNY CRIMES

Herausgegeben von Richard Betzenbichler

**SHAYOL**

FUNNY CRIMES bei SHAYOL

»Myrtille am Strand«

Die Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel »Myrtille à la plage«  
bei Éditions Pocket

Verantwortlich für das Programm der Reihe FUNNY CRIMES  
ist Richard Betzenbichler: funny-crimes@web.de

Olivier Mau, *Myrtille am Strand*

Erste Auflage: November 2006

Original © Éditions Pocket 2003

Übersetzung © 2006 by Richard Betzenbichler

© dieser Ausgabe: SHAYOL.NET e.V., Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Buch erscheint im Rahmen des Förderprogramms  
des französischen Außenministeriums, vertreten durch die  
Kulturabteilung der französischen Botschaft in Berlin.

Redaktion: Katrin Mrugalla und Heinz Scheffelmeier

Korrektur: Martin Schloßbauer

Titelbild: Fotodesign Sigrun Lenk, Freising

Umschlaggestaltung, Satz und Produktion: Ronald Hoppe

Druck: FINIDR s.r.o.

SHAYOL Verlag

Bergmannstraße 25

10961 Berlin

E-Mail: verlag@shayol.net

Internet: www.shayol-verlag.de

ISBN: 3-926126-61-2

ERSTER TEIL

---

*Morgens*

»Wie heißt denn dieser ganz weiße Vogel?« fragt Nicole.

»Das ist eine Möwe«, antwortet Martine.

Gilbert Delahaye, *Martine à la mer*



# 1

Seit sie über die alte Frau hergefallen waren, hatte sich Franck Pérugin mit den Möwen wieder ausgesöhnt. Irgend etwas schien in der Luft zu liegen, denn schon letzte Woche hatten sie im Hafen von Cannes einen Yorkshire Terrier massakriert. Im Sturzflug hatten sie ihn förmlich unter sich begraben, zerfetzt und gefressen – das alles vor den entsetzten Augen seines Besitzers, eines englischen Touristen, der auf offener Straße in Tränen ausgebrochen war. Pérugin hatte es in der Zeitung gelesen. Da er weder alte Frauen noch kleinformatige Hunde ausstehen konnte, waren solche Meldungen für ihn jedesmal ein Hochgenuß. Er war hingerissen, und eine Menge wunderbarer, gleichwohl widersprüchlicher Dinge tobten durch seinen Schädel und jagten ihm, während er so vor sich hin grübelte, einen sehr angenehmen Schauer über den Rücken.

Eigentlich war Denken ja nicht seine Stärke. Seine Kollegen richteten selten das Wort an ihn, und das nicht nur, weil er erst kürzlich zur Mannschaft gestoßen war. Pérugin war eine jämmerliche Gestalt, eingebildet, aggressiv und wortkarg. Aber an diesem Morgen lächelte er, was sonst nur sehr selten vorkam. Und nicht allein wegen der Möwen.

Es war 8 Uhr 40. Die Sonne brannte schon heiß auf die Küste des Departements Var herab, und man konnte sich auf einen weiteren dieser Hundstage gefaßt machen.

Pérugin saß hinter dem Steuer. Normalerweise kümmerte er sich lieber um die Ladung. Die Muskeln spielen lassen, das Gefühl des Revolvers, der ihm gegen den Schenkel schlug, das empfand er als viel befriedigender. In dieser Rolle fühlte er sich wohl. Er spürte dann förmlich die lüsternen Blicke der Schaulustigen auf seinem breiten Rücken. Was für ein tolles Gefühl, wie bedeutend kam er sich da immer vor!

Aber dieses eine Mal war es ihm ausnahmsweise lieber, groß und breit hinter dem Armaturenbrett zu sitzen. Seine beiden Teamkollegen waren vor fünf Minuten weggegangen. Er hatte ihnen nachgesehen, wie sie sich Kaugummi kauend entfernten. Dann hatte er die Seitentür verschlossen, und als er sich wieder in den Sitz zurückfallen ließ, bemerkte er das Mädchen. Er hatte nicht sofort realisiert, daß ihr aufreizender Gang ihm galt. Mit solchen

Prachtexemplaren kam er sonst nur in seinen Hochglanzzeitschriften in Berührung. Und deshalb lächelte er nun, daß die Kiefer nur so knirschten.

Diese da konnte er sich gut als Pin up-Girl vorstellen. Blond, na logisch! Bekleidet nur mit einem reich verzierten Pareo und einem winzigen Handtäschchen. Braun gebrannt. Großartig. Wirklich verdammt schön, dachte Franck Pérugin voller Anerkennung, während er sie beobachtete, wie sie mit einem Hüftschwung wie nicht von dieser Welt auf die abgeflachte Schnauze seines Mercedes-Transporters zu stolzierte.

Das Mädchen sagte etwas zu ihm, aber Franck verstand sie wegen der gepanzerten Scheiben nur zum Teil. Immerhin bekam er mit, daß sie mit einem leichten Akzent sprach. Umso besser. Eine Ausländerin, stellte er sich vor, ist viel leichter rumzukriegen. Vielleicht hielt sie ihn in seiner ganzen Aufmachung ja sogar für einen Bullen. Er überprüfte kurz die Umgebung. Unter dem Vordach des Flughafengebäudes stieg ein verantwortungsbewußter Familienvater aus einem Taxi und zog seinen Anhang im Laufschrift mit sich zur Abfertigungshalle. Er beobachtete, wie die kleine Schar von den automatischen Schiebetüren verschluckt wurde, um sich dann erneut auf das Mädchen zu konzentrieren.

Aus der Nähe betrachtet war sie gleich noch beeindruckender. Eine unwiderstehliche Schönheit. Sie machte ihm ein Zeichen, die Scheibe runterzukurbeln, und Franck fühlte, wie er zu schwitzen begann. Trotz der Klimaanlage im Fahrerhaus verlor er auf einen Schlag zweihundert Gramm, allein aus den Achseln.

Er fühlte sich unwohl in seiner Haut und wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn. Man sollte ihn nur ja nicht für einen Anfänger halten. Franck Pérugin war neu in diesem Beruf, das schon. Aber deswegen mitten in einem Auftrag einer unbekanntten Frau das Fenster zu öffnen, das hieße, gegen die wichtigste Sicherheitsregel zu verstoßen. Das kam gar nicht in Frage. Er hing an seinem Job. Er hätte sie im übrigen noch nicht einmal anschauen dürfen.

Mit einem Augenaufschlag sandte er ein weiteres Lächeln in Richtung des Mädchens und versuchte, möglichst viel Gefühl hineinzu legen: Er fühlte sich geschmeichelt, daß sie ihn auserwählt hatte, offenbar hatte sie Geschmack, aber Geschmack hatte er auch, signalisierte er ihr und deutete auf seine schweißnasse Stirn, also von mir aus wann du willst, meine Hübsche, aber nicht jetzt, ich

habe nicht nur breite Schultern, sondern trage auch Verantwortung, verstehst du?

Die unwiderstehliche Schönheit verstand vollkommen. Im Gegenzug zog sie ihm eine entzückende kleine Schnute. Sag mal, schien sie anzudeuten, während sie ihn mit ihren Blicken auszog, du bist ja ein ganz Starker, oder? Ohne zu zögern glitt ihre sonnengebräunte Hand zur Handtasche. Sie zog einen kleinen Quo Vadis-Kalender und einen Füller heraus und notierte ihre Telefonnummer.

Oh, dieses Weibsbild, murmelte Franck Pérugin unwillkürlich und wurde auf seinem Sitz ganz unruhig, also so was, ich glaub's ja nicht. Die junge Frau schenkte ihm ein strahlendes Lächeln, dann zeigte sie mit dem Kinn auf das runde Klappfenster an der Seitentür.

Die Schießscharten, die sie noch nie benutzt hatten. Eigentlich waren sie dazu gedacht, den Lauf einer der beiden *pump guns* durchzuschieben, die in der Halterung angebracht waren. In den Vorschriften war dazu lediglich vermerkt: Nur zur Verteidigung.

Franck schoß hoch und riß das Fenster auf. Wahnsinn, dachte er, immer noch ohne recht daran zu glauben, ich leg sie flach, das steht fest.

Aber im nächsten Augenblick stand für ihn etwas ganz anderes fest – das Mädchen war die Königin aller Schlampe.

Franck bekam ein rundes, schwarzes Ding auf den Fuß. Etwas Schweres, das ihn zurückweichen ließ. Sein Lächeln verschwand. Ihm ging alles Mögliche durch den Kopf. Seine alte Mutter, die kleinen Hunde, die letztlich gar nicht so schlimm waren, die Möwen, all das.

Der Geldtransporter vibrierte nur ganz leicht. Draußen war ein dumpfes Geräusch zu hören, nicht lauter als ein feuchter Furz. Das Fahrerhaus füllte sich mit grauem Rauch, und auf der gepanzerten Windschutzscheibe formte sich ein Sternenmuster aus kleinen blutigen Punkten.

Und während ein Teil seines Hirns in Richtung Deckenlämpchen zischte, dachte Franck Pérugin noch, daß er besser schleunigst aussteigen sollte, denn das Ding war eine verdammte Handgranate.

Unter dem Heck der DC 10-30 standen Berthold Clouet und André Murillo mit beiden O-Beinen fest auf dem Boden der einzigen Rollbahn, die in Richtung Meer zeigte. Berthold, eine Ray-Ban für acht-

zig Euro auf der Nase, hatte am Vortag seinen 25. Geburtstag gefeiert. Er kaute einen Freedent, den Spezial-Kaugummi für Leute, die sich nicht gern mit einer Zahnbürste aufhielten. Er hatte eine Hand auf seinen Gurt gelegt, die andere schloß sich um den Holzkolben seiner sechsschüssigen Waffe. Er ließ es sich nicht anmerken, aber er war sehr beeindruckt. Über seinem Kopf brüllten die Triebwerke. Er selbst war noch nie geflogen. Und in Paris war er auch noch nie gewesen. Alles, was er darüber wußte, stammte aus irgendwelchen Fernsehserien. Eigentlich wäre Berthold Clouet gerne Polizist geworden. Aber ohne Abi, hatte man ihm gesagt, sei das unmöglich. Deshalb war er Geldtransportbegleiter geworden: Er bekam 991 Euro netto, alle Zuschläge inbegriffen, und dazu sogar einen Revolver. Und die Uniform. Das konnte sich schon sehen lassen.

Ein paar Meter entfernt nahm André Murillo die Ladung in Empfang. Zwei Typen waren extra deswegen aus Paris gekommen und flogen sofort wieder zurück. Ein wichtiger Kunde, mutmaßte er. Er wußte nicht, wer es war, aber das Vorgehen war außergewöhnlich. Der Auftrag war am Vorabend eingegangen. Und im selben Moment, in dem er sich den Aktenkoffer gegriffen hatte, der flach war wie eine Zeichenmappe, war ihm klar, daß es sich nicht um Bargeld handelte. Er war schon sehr lange im Geschäft, ein alter Hase, der die wichtigsten Aufträge der Firma erledigt hatte, und ein reinrassiger Varois, dem die Sonne des Südens viele Furchen ins Gesicht gemeißelt hatte. Wenn er auf seiner Terrasse saß, der Hund zu seinen Füßen und ein alkoholfreies Bier in der Hand, schwärmte er oft seiner Frau vor, wie er den Davis-Cup-Pokal transportiert hatte, den Mondstein, ein *master tape* der Beatles und sogar den größten Diamanten der Welt.

»Man muß nur immer die Augen offen halten«, wurde er nicht müde zu wiederholen.

Murillo quittierte die Empfangsbescheinigung, grüßte lässig seine Pariser Kollegen, und während die ersten Passagiere bereits über das Rollfeld zum Flugzeug unterwegs waren, das schon wieder zum Abflug bereit stand, gingen sie zurück zum funkelnagelneuen Abfertigungsgebäude von Toulon-Hyères.

Berthold Clouet war mit seinen Gedanken nicht so recht bei der Sache. Er betrat als erster die Halle. Wie vorgeschrieben hatte er seinen Revolver halb aus dem Halfter gezogen, den Zeigefinger am stählernen Abzug. Unwillkürlich mußte er an diesen fetten Idio-

ten Pérugin denken, der im Geldtransporter geblieben war, was ihm recht geschah, diesem Affenarsch, von dem man nicht einmal wußte, wo er eigentlich herkam, der mit seinem aufgeblasenen Getue. Mit Sicherheit ein Protegé der Direktion.

Murillo folgte ihm mit schnellem Schritt. Sein Blick blieb an Bertholds Schultern hängen, auf denen die kugelsichere Weste schwer lastete. Ein guter Junge, dachte er, er hätte glatt sein Sohn sein können.

Eine weibliche Stimme kündigte an, daß das Einchecken für den Flug um 9.25 Uhr beendet sei – alle Passagiere werden gebeten, sich zum Schalter von Air Liberté zu begeben, letzter Aufruf, danke.

»Das wird wieder eine Urlaubssaison werden«, murmelte Murillo, der Touristen nicht sonderlich schätzte.

Sie kamen an einem Monitor vorbei, auf dem große gelbe Buchstaben auf schwarzem Hintergrund alle Flüge des Tages ankündigten, und der junge Berthold Clouet ertappte sich erneut dabei, wie er vor sich hinräumte. Das war alles andere als professionell. Kein Wunder, daß er die beiden Typen mit Sturzhelm übersah, die direkt auf ihn zukamen.

Der erste trug Strandschuhe, weite Shorts, ein Hawaii-Hemd und eine halbautomatische Pistole, Marke Ceska Zbrojovka, dreizehn Schuß im Magazin, ein zusätzlicher im Lauf.

»Gute Mutter Gottes ...«, preßte André Murillo mühsam hervor.

»Was?« fragte Berthold Clouet.

Der zweite Mann war kleiner als der erste. Er wirkte ziemlich jung. Ein weiches Fell aus blonden Haaren bedeckte seine sonnengebräunten Waden. Er trug Bermuda-Shorts, darüber ein Trikot des französischen Fußball-Weltmeisterteams und einen seltsamen Regenmantel. Seine Augen waren hinter dem abgedunkelten Visier des Helms nicht zu sehen. In der linken Hand trug er die gleiche Halbautomatik wie der andere, aber zu einer .40 Smith & Wesson umgebaut, im Lauf ein Drehgewinde. Was er in der anderen Hand hielt, war nicht zu erkennen. Die blieb unter dem seltsamen Regenmantel verborgen, was recht merkwürdig aussah.

André Murillo ließ den Koffer los und stieß einen Fluch aus. Berthold Clouet drehte sich verblüfft zu ihm um.

»Alles okay, Kollege? Du bist ja ganz blaß.«

Murillo hatte keine Zeit zu antworten. Er fragte sich, was bei der Heiligen Mutter Gottes er denn bloß verbochen hatte, daß er mit so einem Tagträumer im Team gestraft worden war, selbst wenn

er ihn gut leiden konnte. Dann drang die erste Kugel in sein Auge, ohne wieder auszutreten. Er schien einen Moment lang zu schweben, dann schlug er der Länge nach hin.

In dem Abfertigungsgebäude aus Beton und Glas hallte der explosionsartige Knall wie ein Donnerschlag wider. Es folgte ein bedrückender Moment der Stille, gerade genug Zeit für jeden, sich das Schlimmste auszumalen, und dann stieß der verantwortungsbewußte Familienvater einen Schrei aus und warf sich blindlings über seine Kinder.

Berthold Clouet dachte noch bei sich, der Zug ist abgefahren, Scheiße, wie in *Julie Lescaut*. Er zog seinen Revolver, und während er sich um seine eigene Achse drehte, merkte er, daß das im Leben ganz anders war als im Fernsehen. Dem Gerichtsmediziner zufolge, der ihn später untersuchte, hätte er an seinen Verletzungen mehrmals sterben können, noch bevor er die Augen das letzte Mal schloß. Ein echtes Massaker. Alle lebenswichtigen Organe zerfetzt, vierzehn Kugeln im Brustkorb, drei in der Schulter und zwei im Kopf.

Die beiden Mörder hatten sich kaum bewegt. Mit vorgestreckten Armen standen sie in einer sauren Wolke aus Kordit, umgeben von einem Beet noch glühender Patronenhülsen. Man hörte den Aufprall eines Magazins auf dem Boden, das war praktisch alles. Das Weltmeistertrikot steckte die Waffe ein, machte fünf Schritte nach vorne, schnappte sich den Koffer, eine Hand immer noch unter dem Regenmantel verborgen, und dann machten die Mörder in aller Ruhe kehrt. Die Schiebetüren öffneten sich und schlossen sich wieder. Man hörte zwei schwere Motorräder starten, deren Lärm langsam in Richtung Meer verebbte.

Hinter dem AOM-Schalter stammelte eine leichenblasse Hostess mehrmals vor sich hin, daß man die Polizei rufen müsse.

Und da mir jetzt keine große Wahl mehr blieb, antwortete ich, daß rein zufällig ich die Polizei sei.

## 2

»Das ist alles?« fragte der Capitaine der Gendarmerie.

»Das ist alles«, bestätigte ich, »ich war am Schalter, als die Schießerei losgegangen ist. Der Größere war Linkshänder.«

Der Mann kniff die Lippen zusammen.

»Und Sie kommen aus ...«

»Paris«, sagte ich, »ich hab gerade einen Platz für den Rückflug reserviert.«

Der Capitaine, ein schöner Junge mit Vierkantkinn, schüttelte niedergeschlagen den Kopf, dann blickte er sich um.

Über die ganze Halle verteilt befragten seine Kollegen stehend oder auf den Plastiksesseln sitzend die anderen Zeugen. Der Zugang zum Flughafen war abgeriegelt, alle liefen kreuz und quer durcheinander.

»Urlaub?« fragte er.

»Wenn man so will«, sagte ich.

An der Bar brüllte ein Journalist von TF 1 in sein Handy.

»Und wie soll ich das ohne Kamera machen? Aber ich hab Ihnen doch gesagt, daß alle Flüge annulliert sind! So ein Scheißhaus! Das ist doch nicht so kompliziert! Ja, genau! Und ein bißchen zügig! Weiß ich nicht! Schickt mir ein Team aus Marseille! Wie? Verdammt noch mal, von mir aus mit der U-Bahn!«

Der Journalist beendete wütend das Gespräch, als ein Team von France 3, Redaktion Côte d'Azur, vorbeikam, dermaßen hochgerüstet, daß es für die Landung in der Normandie gereicht hätte.

Ich wühlte in meinem Rucksack und setzte meine uralte Billig-Sonnenbrille auf.

»Gut«, meinte der Capitaine und tippte auf sein Notizbüchlein, »ich schreib mir Ihren Namen und Ihre Adresse auf.«

Ich gab sie ihm.

»Myrtille«, wunderte er sich, »komischer Vorname, oder?«

Ich wartete jetzt schon drei Stunden, also startete ich demonstrativ auf meine Uhr.

»Sind Sie Chinesin?«

»Eurasierin«, sagte ich.

»Aha«, hütelte er verlegen, »da war ich noch nicht.«

Nein, diese Schlagfertigkeit! Wo hatten sie bloß diesen Witzbold ausgelassen! Durch die Fensterfront bemerkte ich einen Polizei-Hubschrauber, der die Startbahn umflog und auf dem Rollfeld hinter der Absperrung aufsetzte.

»Und hier«, fragte die exakte Kopie von Leutnant Blueberry, »wo wohnen Sie hier?«

»Am Cap«, antwortete ich, was sofort Wirkung zeigte. Er blinzelte mich an, als hätte ich mich in Dornröschen verwandelt oder in etwas sehr Zerbrechliches.

»Aha, ich verstehe«, versicherte er mir, wobei er meine Drillhose und meine Turnschuhe musterte, als würde irgendein Detail nicht so recht ins Bild passen. »Sehr gut. Sind Sie telefonisch erreichbar?«

Ich gab ihm die Nummer.

Er notierte sie.

»Gut«, erklärte er, »es ist möglich, daß wir uns mit Ihnen noch mal in Verbindung setzen ...« Und ein wenig traurig fügte er hinzu: »Im Zuge der Ermittlungen ...«

»Dann kann ich also gehen?«

»Sind Sie sicher, daß Sie keine ärztliche Hilfe wollen? Wir haben einen psychologischen Dienst. Sie waren immerhin an vorderster Front.«

Genau. Und um nicht zusammenzuklappen, sagte ich mir schon ständig vor, daß dies nicht mein erster Tatort war. Solange ich hier war, würde ich durchhalten. Nein, du klappst jetzt nicht zusammen, es ist alles in Ordnung, meine Liebe.

Ich nickte dem Gendarmen zu und ging Richtung Ausgang.

»Mademoiselle!«

Ich hatte ihn vor fünf Minuten das erste Mal gesehen, kannte ihn aber schon in- und auswendig.

Er trat von einem Bein aufs andere. Trotz seiner Bräune konnte ich sehen, wie er leicht errötete.

»Capitaine?« fragte ich ihn mit unschuldiger Stimme.

»Ähm ... Hören Sie ... Vielleicht könnten wir ... Also, was ich sagen will: Es wäre ganz gut ...«

»Sie sind wirklich reizend«, schnitt ich ihm das Wort ab, »aber die Antwort ist: nein.«

Er breitete linkisch die Arme aus und schüttelte ein paarmal den Kopf, als würde er angestrengt nachdenken. Das konnte dauern, also warf ich erst mal meine Haare nach hinten.

»Wer ist hier der Verantwortliche?« fragte plötzlich eine näselnde Stimme, die mir sofort mißfiel.

Sie waren zu dritt. Derjenige, der gesprochen hatte, war höchstens 1,60 Meter groß, rothaarig, hatte eine milchige Haut voller Sommersprossen und trug spitze Stiefel, eine schwarze Lederweste und eine Art ausgefransten Borsalino. Er verbarg seine Augen hinter einer Spiegelbrille von Vuarnet, in der man sich selbst wie in Großaufnahme sehen konnte.

Die beiden anderen, hemdsärmelig und mit fluoreszierenden Armbinden mit dem Aufdruck *Polizei*, hielten sich im Hintergrund. Sie trugen ebenfalls Sonnenbrillen, ihre Revolver der Marke Manhurin unter der Achsel, silberne Köfferchen in der Hand, die Haare zer-  
rauft – sicherlich, weil sie beim Verlassen des Hubschraubers zu  
nahe an die Rotoren geraten waren.

»Commandant Rembrandt«, erklärte der Karottenkopf. »Wie der  
Maler«, präzisierte er, »Brigade criminelle. Und die beiden sind  
vom Erkennungsdienst. Der Rest meiner Gruppe kommt mit dem  
nächsten Flug über Marseille. Wer ist der Verantwortliche?«

Der Capitaine der Gendarmerie deutete vage in Richtung Schalter.

»Da drüben«, sagte er wenig liebenswürdig, »Colonel Masson.«

»Masson«, wiederholte Rembrandt, »gut.«

Und da ich immer noch da stand, deutete er mit dem Kiefer her-  
ablassend zu mir her.

»Und wer sind Sie?«

Mein schöner Capitaine plusterte seinen Oberkörper auf, als  
müsse er mich beschützen.

»Sie ist eine Kollegin von Ihnen«, erklärte er, »im Rang eines  
Lieutenant.«

Mit einem Wurstfinger schob Rembrandt seine Sonnenbrille nach  
oben, seine Rindsaugen musterten mich kalt.

»Und was treiben Sie hier?«

»Urlaub«, sagte ich. »Ich komme aus Paris.«

»Ach wirklich?«

»Definitiv.«

»Na dann, schönen Urlaub, Mademoiselle«, meinte er und schob  
nervös seine Brille wieder auf die Nase.

Er gab den beiden Männern ein Zeichen und zog mit ihnen im  
Schlepptau ab in Richtung Zentrum des Spektakels, nicht ohne  
irgend etwas Unerquickliches zum Thema Frauen zu murmeln.

Der Capitaine zuckte die Achseln und schüttelte mir die Hand.

»Ich heiße Mathias«, sagte er grinsend, »aber jeder nennt mich  
Max. Schade, daß Sie nicht ... Na ja, gut, wenn Sie mich brau-  
chen, wissen Sie, wo Sie mich finden.«

Er tat mir ein bißchen leid, also warf ich ihm, bevor ich mich auf  
die Socken machte, eines meiner schönsten Lächeln zu, das mit  
dem schmachtenden Augenaufschlag, das beruhigt sie immer eine  
Weile, und tshüß Mathias.

Ich bahnte mir meinen Weg durch das allgemeine Chaos, während ich die ganze Zeit den Blick des Capitaine auf meinem verlängerten Rücken spürte. Um den Schauplatz der Schießerei hatte man das offizielle rot-weiße Absperrband gespannt. Karottenkopf redete schroff auf den Colonel der Gendarmerie ein, einen Fünfzigjährigen mit weißen Haaren, der es nicht zu schätzen schien, daß man in diesem Ton mit ihm sprach.

»Was soll ich Ihnen denn noch sagen?« zischte Rembrandt, »ich habe hier ein Rechtshilfeersuchen. Diese Geschichte steht in direktem Zusammenhang mit meinen Ermittlungen. Wenn Sie damit ein Problem haben, klären Sie das mit dem Präfekten!«

Die Antwort ging im allgemeinen Stimmengewirr unter, aber ich verstand, daß vom Ministerium die Rede war.

»Ja, machen Sie nur!« ereiferte sich Rembrandt, ließ den Colonel stehen und ging mit großen Schritten zu den Leichen. »Und wenn Sie schon mal da sind, geben Sie dem Sohn des Kabinettschefs doch einen Kuß von mir, er ist mein Patenkind.«

Der Colonel verzog angewidert das Gesicht, und die Bullen von der Spurensicherung knieten sich hin und öffneten ihre Köfferchen. Sie breiteten den ganzen Kram vor sich aus und streiften weiße Overalls und Handschuhe über. Mit einer antiken Nikon F3 knipste der erste den Tatort aus allen Blickwinkeln und verteilte um die Patronenhülsen herum kleine gelbe, nummerierte Metallplättchen. Einige Meter weiter schüttelte ein Feuerwehrmann verzweifelt den Kopf. Ich sah ihm lange in die Augen, weil ich nicht wagte, den Blick auf die blutüberströmten Leichen zu senken.

»Er hat fotografiert«, erklärte der Familienvater einem Gendarmen, »beim Schießen hatte er eine Hand unter seinem Mantel. Ich hab das Objektiv gesehen. Er hat auf sie geschossen und gleichzeitig fotografiert.«

»Aha, und wissen Sie auch die Marke?« fragte der Gendarm, clever wie er war.

Der andere schaute ihn entgeistert an, und ich beschloß, mir das Ganze nun doch aus der Nähe anzusehen.

»Sind Sie immer noch da?« spuckte mir der kleine Commandant entgegen. »Können Sie nicht endlich abhauen?«

Er war mir eindeutig unsympathisch. Es gibt so Leute, die trifft man das erste Mal und verabscheut sie sofort, ohne zu wissen warum.

Also ging ich einfach weiter. Ich brauchte ohnehin dringend frische Luft. Ich hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, und das entstellte Gesicht des jungen Geldboten schien sich in meine Netzhäute eingebrannt zu haben. Aber es kam überhaupt nicht in Frage, in Ohnmacht zu fallen, noch dazu vor diesem Geisteskranken. Ich mußte weitergehen. Genau. Gehen. Einen Fuß vor den anderen setzen, bis ans Meer.

Während man die anderen Zeugen durch das untere Stockwerk hinausbrachte, öffneten sich vor mir die Türen, worauf mir eine stickige Hitze an die Gurgel sprang.

Getaucht in ein Meer von Blaulichtern drängelten sich die Leute rund um den gepanzerten Geldtransporter. Soweit das Auge reichte, sah man eine Flut von Fahrzeugen und Sturzhelmen. Blitzlichter. Schreie. Ein weiterer Hubschrauber dröhnte über unseren Köpfen und trug das Seine zu der apokalyptischen Szenerie bei.

Ich lehnte mich an den Krankenwagen. Ein Notarzt rempelte mich an und bahnte sich fluchend seinen Weg. Ich ging zum Parkplatz hinunter. Einen Fuß vor den anderen. Ich passierte das Absperrband und die Neugierigen, die sich in ganzen Trauben zusammengefunden hatten. Jeder gab hier seinen Senf dazu, obwohl keiner wußte, was genau passiert war. Von einem Attentat war die Rede, von korsischen Nationalisten, von islamischen Fundamentalisten, von der Concorde, der man nicht mehr trauen konnte, und was weiß ich noch alles.

Ich bekam nur die Hälfte mit. Der Busparkplatz war überflutet von einer hysterischen Menge, die schubste und drängte, um mehr zu sehen. Um mit etwas Glück einen Blick auf ein bißchen Blut zu erhaschen. Ich erreichte den Kreisverkehr. Auf der langen, geraden Straße, die am Meer entlang lief, war der Verkehr völlig zum Erliegen gekommen. Mit vollgedröhnten Ohren überquerte ich die Fahrbahn. Ein Autofahrer piff mir hinterher, was ich aber nicht weiter beachtete, woraufhin er mir den Mittelfinger zeigte und irgendeine Obszönität hinterherrief, während ich über die niedrige Mauer zum Strand hinabstieg.

Überall die typischen Franzosen. Ein zähflüssiger Haufen aus tropfenden Leibern. Spitze Schreie von Kindern, der süßliche und ekelhafte Geruch von Sonnenöl, Eisverkäuferinnen, Strandlatschen und Sonnenschirme. Ich ließ mich auf meinen Rucksack fallen und den Kopf zwischen die Hände sinken.

Zwanzig Jahre war ich nicht mehr hierher gekommen. Seit dem Tod meiner Mutter. Dieser Ort war mir seit jeher ein Greuel.

»Ein Problem, meine kleine Dame?«

Ich war weder klein noch eine Dame. Mit dreiunddreißig Jahren ist man noch keine Dame. Ich war bloß eine Bullin vom Polizeirevier. Vielleicht eine, die ganz gut gebaut war, ganz sicher aber eine, die sich immer allein durchgeschlagen hatte. Für den alten Schönling, der sich mit einem siegesgewissen Lächeln vor mir aufgepflanzt hatte, war ich nur ein weiteres Opfer. Er war sich der Wirkung seines Charmes sicher und wackelte mit seinen alten, in eine Badehose gezwängten Hoden vor meiner Nase herum. Wenn ich eine wirkliche Dame gewesen wäre, hätte er sich so etwas niemals erlaubt.

»Zieh Leine!« riet ich ihm mit schneidender Stimme.

Meine Mutter, die mein Vater gleich nach meiner Geburt verlassen hatte und die er, völlig vereinsamt, langsam hatte krepieren lassen, als sie vom Krebs zerfressen worden war.

Der Typ schien schwer von Begriff. Seinen Daumen hatte er lässig in das Gummiband seiner Badehose eingehakt.

»Holla«, lachte er hämisch, »wir sind hier im Urlaub. Entspann dich mal ein bißchen.«

»Polizei!« wiederholte ich. »Und du haust jetzt ab.«

Mein Vater, der sich nie für mich interessiert, der mich immer ignoriert hatte. Mein Vater, der nun selbst den Abgang gemacht hatte, und für den ich ein letztes Mal diese Reise unternommen hatte. Um ihn zu begraben.

Hinter mir raste eine Sirene heulend vorüber, zwei junge Dummköpfe applaudierten, und erst jetzt, da der alte Lüstling sich endlich aus dem Staub und auf die Suche nach einem anderen Opfer machte, brach ich in Tränen aus.

### 3

Germain Pilon, fünfundfünfzig Jahre alt, kauerte auf allen vieren, den Hintern in die Höhe gereckt, in den Hortensien seines Nachbarn. Er spionierte Malewitsch nach. Und warum auch nicht, denn bei Kasimir Malewitsch alias dem Tschetschenen war immer etwas geboten. Jetzt zum Beispiel war er mit seiner abgesägten Jagd-

flinte unterwegs. Nur mit einem Rüschen-Bademantel bekleidet, darunter vollkommen nackt, stand er auf der Treppe seines bezaubernden Anwesens mit Säulen und Trompe-l'oeils an den Wänden und zeigte mit einem Finger drohend auf einen Mann in Arbeitskluft, der ihn einen Dieb schimpfte.

»Und ich gehe nicht ohne mein Geld«, preßte der Handwerker hervor.

»Und ich dich töten!« antwortete der andere und spannte beide Hähne seines Gewehrs.

Aus dem Pritschenwagen, der weiter unten auf dem weißen Kies parkte, war eine dünne Stimme zu hören.

»Komm zurück, Liebling! Er ist verrückt!«

»Ganz genau!« brüllte der alte Mann. »Ich verrückt! Und wenn ich will, ich Sie ruinieren! Sie verstehen! Hop! Nichts mehr zu essen!«

Germain Pilon hatte die Augen zusammengekniffen und ließ sich kein Wort der lebhaften Auseinandersetzung entgehen. Während der Klempner leise murmelnd den Rückzug antrat, verjagte Pilon eine Wespe, die ihn umschwirrte. August war der Monat der Wespen, vor allem in den höheren Lagen.

»Gibt's ein Problem, Patron?«

Auf der obersten Stufe war ein Berg von einem Mann aufgetaucht. Irgend etwas Schwedisches oder Norwegisches. Blond, den gebräunten Körper voller Palmöl und ein Badetuch um die Hüften geschlungen, ähnelte er Schwarzenegger, aber in doppelter Ausführung. Die Adern, die an Hals und Armen hervortraten, blähten sich wie Gartenschläuche.

Germain Pilon schluckte. Vor allem deshalb, weil er diesen Typen nie zuvor gesehen hatte. Gewöhnlich spionierte er Tatjana hinterher, der jungen, kaum volljährigen Blondine, die der Tschetschene als seine Tochter ausgab und die immer nackt in den Swimmingpool sprang. Jeden Morgen zur selben Zeit.

»Hannibal!« bellte Malewitsch.

»Patron?«

»Ich dir läuten?«

»Nein, Patron.«

»Dann du wieder rein, und im Galopp!«

»Gut, Patron«, antwortete die Jahrmarktsattraktion und befolgte lässigen Schritts den Befehl.

Pilon seufzte. Der Tschetschene, ein dicker Mann mit langem Bart und angegrautem Pferdeschwanz, beunruhigte ihn. Er war relativ neu am Cap, was äußerst ungewöhnlich war. Pilon, der alle und jeden kannte, spähte ihn seit seinem Einzug im vorigen Sommer aus. Dieser Mann, dachte Germain Pilon, war nicht wie die anderen Bewohner dieser Enklave. Hier verkehrten die Leute normalerweise unter ihresgleichen. Seit den 50er Jahren, als man diese Luxusvillen erbaut hatte, waren die Anwesen in den gleichen Familien geblieben. Die begüterten Eltern versuchten von Generation zu Generation, mal recht, mal schlecht, ihre Sprößlinge in die verantwortungsvollen Schlüsselpositionen ihrer florierenden Unternehmen zu hieven. Zweiundfünfzig Villen auf einer Halbinsel, die in Form eines Wals zwischen Le Lavandou und St. Tropez in den Golf ragte. Vielleicht eine der letzten Ecken Frankreichs, die bis zu einem gewissen Grad noch über einen eigenen Strand verfügen konnte. Eine Sommerfrische ausschließlich in Privatbesitz, diskret, weit entfernt vom Jet Set, die jedoch einige der größten Vermögen des Landes verbarg.

Daß sich der Tschetschene hier niedergelassen hatte, war an sich schon eine Überraschung. Der frühere Eigentümer des Säulenhauses, ein Mann aus Lyon, war unerwartet ums Leben gekommen, als bei einem Unfall sein Auto ausgebrannt war. Die Erben hatten nichts Eiligeres zu tun gehabt, als den Besitz dem Tschetschenen zu verkaufen, der, wie man hörte, es zudem nicht einmal für nötig befunden hatte, die Maklerrechnung zu begleichen. Außerdem ging das Gerücht, daß er seine Lieferanten nie bezahlte. Er hielt sich ein ganzes Heer von Rechtsanwälten und zögerte nicht, sich ihrer zu bedienen. Und was seine Armee von Leibwächtern betraf: Darüber wagte man gar nicht erst zu reden.

Germain, sein direkter Nachbar, beobachtete ihn mit einer Mischung aus Furcht und Begeisterung. In dem Haus waren immer eine Menge Leute, vor allem aber, wenn auch nicht an diesem Morgen, die wunderhübsche Tatjana.

Wegen ihr konnte Germain schon nicht mehr schlafen. Er war völlig verknallt in sie. Mädchen wie sie, ausgenommen die vom Schloß, hatte er im richtigen Leben nie getroffen. In seinem ganzen Leben nicht. Allein beim Gedanken an sie stellte sich das dicke Haar seiner Unterarme steil auf. Er war überhaupt ein sehr sensibler Mensch. Und Pilon war am Cap auf seine Art ebenfalls eine Ausnahmeerscheinung.

Niemand hier konnte ihn wirklich leiden. Die gutmütigeren unter seinen Nachbarn meinten, daß daran sein Unfall Schuld sei. Als junger Mann hatte der Sohn eines ehrwürdigen alten Herrn eine brillante Karriere im Versicherungsunternehmen seines Vaters begonnen. Eines Tages gab es dann beim Tauchen Probleme mit den Sauerstoffflaschen, wodurch in zehn Metern Tiefe einige Zeit seine Luftzufuhr blockiert war. Es hieß, sein Gehirn sei zu lange ohne Sauerstoff geblieben. Genau wußte man es nicht. Drei Monate danach verlor Germain Pilon im Alter von neunundvierzig Jahren zuerst seine Arbeit, dann seine Frau, dann seine Freunde. Seither wohnte er am Cap in der Villa seiner Großmutter, die nur mehr einmal im Jahr hierher kam.

Er war nicht besonders groß, trug sein Haar kurz geschnitten und Sommer wie Winter grob gerippte Wollhosen. Seine kleinen Augen hatten Pupillen wie Nadelköpfe und standen so eng beieinander, daß einem die Art, wie er einen ansah, manchmal Angst einjagen konnte. Aber Germain war nicht böseartig, wobei er zu kaum jemandem genug Kontakt hatte, um dies unter Beweis stellen zu können. Nichtsdestotrotz wußte er über alles und jeden Bescheid, zumindest gab er das vor, und das hatte bei den wirklich kultivierten Leuten zu einiger Verärgerung geführt.

Ohne einen Pfennig Geld lebte er von Gefälligkeiten hie und da und kleineren Diebstählen in den umliegenden Anwesen, wobei er sich in seiner Einsamkeit manchmal vorstellte, das ganze Cap gehöre ihm.

Im Moment allerdings kauerte er immer noch auf allen vieren. Also, ganz ehrlich, dachte Germain Pilon, als er dem Tschetschenen zusah, wie dieser wieder die Treppe hochging, der Typ hat Klasse.

Er war allerdings der einzige, der so dachte. Alle anderen hier, vom Verwalter bis zum Rettungsschwimmer, verachteten den Neuankömmling von ganzem Herzen. Keinerlei Erziehung, hieß es. Der Typ, der sich ins gemachte Nest hockt und es schafft, keine Steuern zu zahlen. Denn hier, das konnte man auf den ersten Blick erkennen, war der schlimmste aller Schrecken, der ultimative Alptraum: die Vermögenssteuer.

Darüber hinaus galt der Tschetschene als bisexuell. Er lebte völlig zurückgezogen, ließ sich nicht einmal am Strand blicken, und im einmütigen Urteil der Miteigentümer war seine wenig achtbare sexuelle Verirrung der ideale Vorwand, sich von ihm fern zu hal-

ten. In Wahrheit freilich ging man ihm aus dem Weg, weil man ihn fürchtete: Der Kerl war wirklich gefährlich.

Germain sah, wie er sich in seinen zu großen Bademantel hüllte, während das Auto des Klempners knatternd verschwand. Wie durch Zauberei erschien in der freien Hand des Tschetschenen ein Handy. Aus dem Gedächtnis tippte er eine Nummer ein und wartete einige Sekunden, wobei er mit einem Fuß auf die Stufen stampfte.

»Monsieur Palladio!« sagte er. »Hier Malewitsch am Apparat. Ja. Das Auto, das gleich vorbeikommt an Pfortnerloge ... *Da!* Genau das! Ich nicht mehr will sehen. Sie verstanden? Nie wieder lassen passieren!«

Er ließ das Handy in die Tasche seines flauschigen Bademantels gleiten und schien einen Moment lang zu überlegen, während er bewegungslos vor seinem neuesten Werk stehenblieb: einem Wintergarten mit Plexiglaskuppel, durch die man die Sterne sehen konnte.

»Und du«, sagte er, ohne sich umzudrehen, »du sofort raus aus meinen Hortensien!«

In seinem ganzen Leben war Germain Pilon noch nicht so schnell gerannt. Oder zumindest war es schon sehr lange her. Er tauchte unter den Zweigen eines Olivenbaums hindurch, übersprang vier Stufen auf einmal, stolperte über den Stumpf einer alten Pinie und erreichte schließlich völlig außer Atem sein Haus. Das zweistöckige Gebäude überragte, so wie alle Häuser am Cap, ein abschüssiges Gelände. Germain bewohnte ein kleines Appartement im Erdgeschoß, der Rest war für seine hundertjährige Großmutter reserviert. Er stürzte in die Wohnung, das Herz schlug ihm bis zum Hals. Hatte ihn der Tschetschene erkannt? Und wenn ja, dann war es das wohl mit seinen kleinen Onanierstündchen beim Swimmingpool. Doch was sollte ohne Tatjana aus ihm werden? Er hatte nicht eine ihrer morgendlichen Vorstellungen versäumt, und sie waren für ihn zu so intensiven Erlebnissen geworden, daß die junge Frau inzwischen Teil seines Lebens war.

Er schloß die Fensterläden, ohne den Geruch zu bemerken, der im Zimmer herrschte, weil er schon seit seinem Einzug in diesem Gestank lebte. Kalter Nikotingeruch, Schweiß, Sperma und vielleicht, seit neuestem, die Ausdünstungen des toten Eichhörnchens, das er vor drei Tagen mit seiner Harpune in der Korkeiche der Brüder De Lafouche aufgespießt hatte.

In einer Ecke aufgestapelt lagen dreizehn Bände der *Encyclopaedia Universalis*, aus denen er jeden Abend eine Passage las, die er am nächsten Tag sofort wieder an den Mann zu bringen versuchte. Es reichte ihm schon, die Unterhaltung irgendwie auf das jeweilige Thema zu lenken, womit er jedoch niemanden täuschen konnte. Denn Pilon fehlte die Gabe, Zusammenhänge herzustellen. Wenn man sich über elektrische Eisenbahnen unterhielt, faselte er von der Flora Madagaskars oder von Luftakrobatik Mitte der 30er Jahre, je nachdem, welches Thema er am Vorabend studiert hatte. Außerdem war sein Gedächtnis begrenzt. Nach zwei Tagen hatte er das Gelesene wieder vergessen.

Aber Germain Pilon war im Moment ohnehin nicht so recht bei der Sache. Einem Pornomagazin mit lauter echten Blondinen, das aufgeblättert auf dem Fußboden lag, gab er einen Fußtritt, dann setzte er sich auf seine schmutzige Matratze und vergrub sein Kinn zwischen den Knien, während er von der immergleichen Frage gemartert wurde: Hatte ihn der Tschetschene erkannt, und wenn ja, wie würde er reagieren?

Ein paar Sekunden später sprang die Antwort direkt in seine vier Wände, als die Fensterläden unter einem kapitalen Fußtritt zersplitterten. Auf einen Schlag drang Sonnenlicht ins Zimmer, nicht für lange allerdings, denn durch die übergroße Silhouette Hannibals wurde es genau so schnell auch wieder dunkel.

Germain Pilon zog sich auf seinem Lager zurück, bis er mit dem Rücken gegen die Betonmauer stieß.

»Ich kann's Ihnen erklären«, stammelte er.

»Nicht nötig«, versicherte der Koloß und warf den Tisch mit dem dreckigen Geschirr um.

Pilons Augen suchten irgend etwas, womit er sich verteidigen könnte. Aber außer dem tahitianischen Pfeil, mit dem er das Eichhörnchen aufgespießt hatte, sah er nichts Scharfes, auch nichts Stumpfes. Der Pfeil lag aber weit außerhalb seiner Reichweite, und wozu wäre er schon gut gewesen? Er wußte genau, daß er es ohnehin niemals gewagt hätte, ihn gegen Hannibal zu richten. Jeder Widerstand ist zwecklos, dachte er, man tötet nicht ungestraft Leute, einfach so, bloß wegen eines schiefen Blicks. Jedenfalls nicht ihn, weil solche Dinge immer nur anderen zustießen. Eine saubere Abreibung war fällig, das wäre aber auch schon alles. Er würde versuchen, das Ganze noch ein wenig zu dra-

matisieren, in Tränen ausbrechen und unter den Schlägen zusammenklappen.

»Glaubst du an Gott?« fragte Hannibal.

Pilon nickte hektisch.

»Na, umso schlimmer.«

Und was, wenn man heutzutage die Leute doch ungestraft töten darf, fragte sich Germain Pilon.

Der Riese kam mit geballten Fäusten näher. Pilon schloß die Augen.

## 4

Ich hatte in der hinteren Reihe des Busses einen Platz gefunden. Aus den Lautsprechern tönte ein Chanson von Charles Trenet, und die Luft aus der Klimaanlage war zu kalt. Als wir uns La Londe näherten, lichteteten sich die Staus. Obwohl ich mir die Nase am Fenster platt drückte, konnte ich nur mit Mühe die Landschaft erkennen. Die unberührten Bergmassive meiner Kindheit waren mit Betonpickeln übersät, die sich nahezu über die gesamte Hügelkette ausbreiteten. Wie ein Sperrgürtel wälzte sich Gebäude an Gebäude bis zur Küste hinunter.

In Cavalière hatte man einen künstlichen Hafen gebaut. Dort stand eine sechs Meter hohe, aufgeblasene Plastikgiraffe, gegen die ein fettleibiger Junge voller Begeisterung hechtete, um sich anschließend mit einem albernen Lächeln im Gesicht zu vergewissern, daß seine Eltern auch zusahen.

»Na los, mein Liebling«, freuten sich letztere und filmten ihren Sohn mit einer Digitalkamera, »mach schon!«

An den Pfosten kündigten Plakate die Ankunft des größten Off-Roaders der Welt an. Das Spektakel sollte auf dem Parkplatz am Strand stattfinden. Ein Ding, das das ganze Jahr über mit zwei Stundenkilometern die immer gleichen klapprigen Autowracks überrollt, Eintritt sechs Euro.

»Das beste«, klärte mich mein Nachbar zur Linken auf, den ich bis dahin gar nicht bemerkt hatte, »sind die Stierspiele. Es gibt jede Menge zu gewinnen. Und stellen Sie sich vor: Zum ersten Mal ist in Europa auch ein amerikanischer Bison dabei zu sehen. Es wird sicher nett. Sind Sie Chinesin? Sind Sie zum ersten Mal

hier im Süden? Heute abend gastiert hier nämlich ein Zirkus. Wenn Sie wollen, lade ich Sie ein.«

An der Haltestelle vor dem Cap war ich die einzige, die ausstieg. Von der Nationalstraße ging eine kleine Stichstraße ab und führte zu einem massiven Holztor mit zwei Flügeln. Ich tippte den Code in den digitalen Ziffernblock. Ein gelbes Licht flackerte auf, ich atmete tief ein, und mit einem elektronischen Pieps öffnete sich das Portal.

Abgesehen von der neuen Mauer entlang der Durchfahrt hatte sich das Haus des Verwalters nicht verändert: hinten der Aufenthaltsraum, dessen Fenster offen stand, derselbe kleine, von Glyzinen dicht bewachsene Innenhof und an der Wand das ewig gleiche Schild: »Heute keine Post.«

Dagegen war mir der Mann, der mir gegenüber stand, unbekannt. Etwa vierzig Jahre alt, getönte Brille, graues, lockiges Haar, schwarzer Traueranzug mit dazu passender Krawatte und Lackmokassins.

»Suchen Sie jemanden, Mademoiselle?«

»Guten Tag«, sagte ich, »Myrtille Xiao-Mei.«

Verständnislos schaute er mich an und runzelte die Stirn.

»Ich habe den Namen meiner Mutter behalten«, präzisierte ich.  
»Ich bin die Tochter von ...«

»Oh, ja, natürlich«, kam dem Mann die Erleuchtung. Er bedachte mich mit einem offenerzigen Blick. »Mein herzliches Beileid. Ihr Vater war ...«

»Lassen Sie es gut sein.«

Er ließ die Hände sinken.

»Wünschen Sie, daß ich Ihre Schwester anrufe?«

»Meine Halbschwester. Nein danke, ich geh zu Fuß.«

»Soll ich Sie nicht schnell hinbringen«, blieb er hartnäckig hilfsbereit und zeigte auf einen roten Peugeot 205, der auf dem kleinen Parkplatz stand.

»Sehr freundlich, aber ich gehe lieber.«

»Ich verstehe«, sagte er, »hören Sie, wenn Sie etwas brauchen, egal was ...«

»Sehr freundlich«, wiederholte ich und betrachtete erneut seine Krawatte, »wir sehen uns ja vermutlich gleich wieder.«

Er sagte: »Ja, natürlich«, und ich ging die Straße hinauf, die durch dichte Vegetation führte. Eine wahrhafte Oase der Ruhe, von der, kaum sichtbar, einzelne Alleen zu den verschiedenen Grundstücken führten. Alles stand voller Erdbeer- und Lorbeerbäume und

Mimosen. Aber was einen verblüffte, war die Ruhe, fernab vom Tumult der Strände.

Es gab eine Zeit, da hätte ich den Weg mit geschlossenen Augen gefunden. Ich hatte ihn hunderte Male zurückgelegt. Im Kinderwagen, zu Fuß, auf dem Skateboard, auf den Schultern meines Vaters, Rodolphe Tintoret, ehemaliger Auktionator und schon damals ein berühmter Schriftsteller. Heute empfand ich nichts mehr von alledem. All das war wie unter einer Falltür begraben, die ich verschlossen und mit der ich die Erinnerung für immer ausgelöscht hatte. Ich ging weiter, weil ich keine andere Wahl hatte, und ich hatte einen Horror davor, das Haus meiner Kindheit wiederzusehen.

»Na, kleine Blume, bist du zurück?«

Mein Herz machte einen Satz, und ich blieb einen Augenblick wie versteinert stehen.

An seinen alten Lieferwagen gelehnt, so wie ich ihn in Erinnerung hatte, betrachtete mich Ahmed aus nur wenigen Metern Entfernung. Ich fühlte mich lächerlich, wie ich da so mitten auf der Straße wie angewurzelt stand. Instinktiv fuhr meine Hand an meinen Gürtel auf der Suche nach der Knarre, die ich gar nicht dabei hatte.

»Gute Reflexe«, sagte er.

Genau wie seine alte Kiste hatte sich auch Ahmed nicht verändert. Vielleicht ein bißchen dicker, die Falten etwas tiefer, aber sein lachender Blick war noch der gleiche wie vor zwanzig Jahren.

»Na mein Prinz, immer noch Gärtner?«

»Immer noch.«

Lächelnd betrachtete er mich mit einem Blick, als wolle er mich immer noch beschützen, so wie früher. Ich erkannte, wie gemein es gewesen war, auch ihn unter der Falltür verschwinden zu lassen.

»Ich freue mich, dich zu sehen«, stammelte ich nicht besonders geistreich.

Und ich freute mich wirklich. Plötzlich war ich glücklich wie ein kleines Mädchen. Ahmed war der einzige Mensch, der mich mit dieser Welt hier verband. Ich war immer ein Wildfang gewesen, er aber hatte mich stets verteidigt, die Wogen geglättet. Er sah mich groß werden, ohne mich jemals zu verurteilen.

»Ich wußte es«, sagte er.

»Ach ja? Und was hast du gewußt?«

»Daß du einmal eine schöne Frau wirst.«

Er lehnte seinen Rechen an den Wagen.

»Schon als Kleine warst du nicht übel. Zu jung für mich, aber verdammt gut gebaut.«

»Ahmed?«

»Kleine Blume?«

»Nichts.«

Wir gingen wie selbstverständlich aufeinander zu, und er nahm mich in die Arme. Für einen langen Augenblick, der mir unheimlich gut tat.

»Das reicht«, drohte ich ihm, blieb aber dennoch an ihm kleben, »du läßt jetzt los, oder ich nehme dich fest.«

Mit ernster Miene betrachtete er den Haufen Piniennadeln, den er gerade zusammengekehrt hatte.

»Das mit deinem Vater tut mir leid«, murmelte er.

»Tu mir einen Gefallen, Ahmed. Fang bitte nicht damit an.«

Ein neuer rot-weißer Austin fuhr an uns vorbei.

»Hör auf, sie anzubaggern!« rief ihm die Fahrerin mit starkem Lyoneser Akzent durch das offene Seitenfenster zu.

Das Auto verschwand hinter der Kurve, Ahmed ließ mich los, dann schaute er mir tief in die Augen.

»Ich hab seine Leiche geborgen«, sagte er.

Ich wühlte in meiner Hosentasche und zündete mir eine Camel an. Die erste des Tages. Ich war sauer auf mich, weil meine Hände zitterten.

»Wovon redest du überhaupt?«

»Er ist zum Strand gegangen, um seine Bahnen zu schwimmen. Wie jeden Morgen. Ich hab ihn rausgefischt. Er trieb in der Nähe der Bootsanlegestelle. Man hätte meinen können, er sei freiwillig gestorben. Als hätte er es so beschlossen.«

»Ich will es nicht wissen«, murmelte ich. »Ich weiß nicht mal, warum ich überhaupt zurückgekommen bin.«

»Ich muß es dir sagen, Myrtille. Er hatte sich sehr verändert.«

Mit einem Fußtritt zerstreute ich seinen kleinen Nadelhaufen.

»Zuletzt«, redete er weiter, ohne sauer zu werden, »haben wir viel miteinander geredet. Er hatte ...«

»Ich hab ihn aus meinem Leben gestrichen, Ahmed! Verstehst du das? Er hat meine Mutter krepieren lassen, um dann mit dieser Schlampe zurückzukommen. Das weißt du ganz genau. Er hat uns verlassen! Du hättest die Fische lieber ihre Mahlzeit beenden lassen sollen.«

Ahmed kratzte sich die Wange, als hätte sich eine Fliege darauf gesetzt.

»Also«, fragte er, »warum bist du zurückgekommen?«

Ich warf meine Zigarette auf die Straße und nahm meinen Rucksack wieder auf.

»Ich weiß es nicht! Das ist doch nicht schwer zu kapieren, oder? Ich weiß es nicht.«

»Es geht wieder los«, hörte ich ihn noch auf arabisch murmeln, während ich mich mit großen Schritten entfernte, »die Tigerin ist zurück.«

Ich ging die Allee zum Haus hinunter und gab mir erneut Mühe, mich an die Namen der Sträucher zu erinnern, aber vergeblich, meine Gedanken waren woanders. Was war nur über mich gekommen, meinen Fuß noch einmal hierher zu setzen, die wenigen schönen Erinnerungen, die mir noch geblieben waren, zu besudeln? Ich füllte meine Lungen mit Luft und blies die ganze Ladung auf die widerspenstige Strähne, die mir in die Stirn hing. Ein Tick, den ich mir angewöhnt hatte, um meine Gedanken zu sortieren.

Das Haus erschien mir kleiner, als ich es in Erinnerung hatte. Zwei Gebäude ohne Putz in L-Form, funktional und rationell, darüber ein Dach mit Ziegeln aus der Provence. Das Dach war neu, der Rest ziemlich heruntergekommen.

Im Hof standen die Sportausführung eines kleinen Clio und ein Leichenwagen amerikanischer Marke, der dem Stil des Hauses glich: streng, massiv und grob. Ein Angestellter lehnte sich schlapp gegen den Kotflügel und fächelte sich mit seiner Mütze Frischluft zu. Mit der anderen Hand kratzte er sich am Arschloch und grunzte vor Erleichterung.

»Schönen Tag auch«, machte ich mich bemerkbar.

Der junge Mann kippte beinahe hintenüber. Er ließ seine Mütze fallen, bückte sich, um sie aufzuheben, und ließ sie erneut fallen.

»Entschuldigen Sie bitte«, stammelte er und brachte seine Uniform wieder in Ordnung, »ich habe Sie nicht gesehen.«

Ich erklärte ihm, das sei kein Problem, und hielt eine Hand an das getönte Fenster des Leichenwagens, um den Sarg sehen zu können.

»Modell Senator«, erläuterte der Leichenbestatter schwungvoll. »Afrikanisches Holz. Eines unserer Sondermodelle.«

»Große Klasse«, beglückwünschte ich ihn. »Sind Sie allein?«

Er nickte. »Die anderen Träger warten bei der Kirche, zusammen mit dem Leiter der Trauerfeier. Ich muß die Dame und die Kinder fahren. Deshalb warte ich hier. Es tut mir furchtbar leid, aber ich habe Sie nicht gesehen ...«, fügte er hinzu.

Ich ließ ihn mitsamt seiner Verlegenheit stehen und ging um den Clio mit Pariser Kennzeichen herum. Offensichtlich ein Neuwagen. Sechzehn Ventile, Alu-Felgen. Ganz und gar Marguerites Stil.

Ich nahm die Treppe, die zum Boule-Platz hinter dem Haus führte. Die Tür des Schuppens stand halb offen. In den verrosteten Regalen lagen kreuz und quer gestapelt die Relikte meiner Kindheit: Tauchermaske und Schnorchel, alte Schwimmflossen, Reste eines Surfbretts, Tischtennisschläger, Schachteln mit kleinen Plastiksoldaten, Spielzeugpanzer, alles hatten sie hier reingestopft. Alles aufbewahrt.

Unter einer durchsichtigen Plastikplane stand die kleine Yamaha Enduro meines Vaters und starrte mich einäugig an. Im Bruchteil einer Sekunde durchlebte ich noch einmal die Spazierfahrten, die wir beide hier im Bergmassiv unternommen hatten. Die Brandschutzwege, die sich die Hügel entlang schlängelten, das Lachen meines Vaters, der aufrecht auf den Trittbrettern stand, und ich, die auf dem Rücksitz den Hintern zusammenkniff und sich vollkommen glücklich an ihn klammerte.

Ich knallte die Tür zu und kehrte zur Terrasse zurück, auf die andere Seite des stillen Hauses. Die Fenster standen weit offen, und die Sonnensegel waren herabgelassen. Weiter unten konnte man die in der Bucht vor Anker liegenden Boote sehen. Vom Strand drang Kinderlachen herauf.

Ich fühlte mich schlecht. Ich ließ mich auf die Hollywood-Schaukel fallen und versuchte, mir einzureden, daß es an der Sonne lag. Ich zündete mir eine Zigarette an.

»Es wäre nett, wenn du deine Kippen nicht überall rumschmeißen würdest«, zischte eine hohe Stimme.

Meine Halbschwester stand kerzengerade am Rand der Terrasse, eingepfercht in ein schwarzes Kostüm, das die Fettpolster ihrer mittlerweile gut fünfzig Jahre perfekt zur Geltung brachte. Neben ihr standen ihre beiden Rotzlöffel, an jeder Seite einer, und starrten mich mit haßerfülltem Blick an.

»Ich mach dich darauf aufmerksam, daß du zu spät bist«, zischte sie, ohne sich zu rühren.

Ich zertrat meine Kippe auf dem Boden und ließ sie liegen.

»Ich mach dich darauf aufmerksam, daß wir seit zwei Stunden auf dich warten. Du bist definitiv immer noch die gleiche!«

Arme Irre. Seit zwanzig Jahren hatte sie von mir nichts mehr gehört.

Ich richtete mich auf, überwand die paar Schritte, die mich von ihnen trennten, und ging ohne ein Wort an ihnen vorbei ins Haus.

»Darf man wissen, wo du hin willst?«

Ich stieg die Treppe zum ersten Stock hoch. Sie folgte mir, wobei ihre Absätze auf den Holzstufen klapperten. Ihr süßliches Parfüm drehte mir den Magen um.

»Darf man wissen, was du machst?«

Ich öffnete die Tür zu meinem früheren Zimmer. Die beiden Betten waren nicht gemacht, und auf dem Boden lag ein bunt zusammengewürfelter Haufen Zeug. Ich warf meinen Rucksack auf das Bett neben dem Fenster.

»Du sagst deinen beiden Scheißern, sie sollen ihren Saustall hier rausschaffen«, befahl ich.

»Also wirklich ...«, würgte Marguerite hervor.

Trotz ihrer Liftings wirkte sie immer noch genauso mittelmäßig. Abgeschmackt. Lediglich ihr langer Zinken verlieh ihr eine komische Note.

»Also wirklich was?« fragte ich sie mit einem Blick, der töten konnte.

Sie lief rot an, schnappte mit ihrem großen, mit Silikon aufgeblasenen Mund nach Luft und schrumpfte schließlich wie ein angestochener Luftballon zusammen.

»Das klären wir später«, kläffte sie und trat den Rückzug an. »Ich mach dich darauf aufmerksam! So läuft das hier nicht! Das kannst du mir glauben!«

»Darauf würde ich mich nicht verlassen«, sagte ich und knallte ihr die Tür vor der Nase zu.

Im eingebauten Wandregal lag immer noch meine Comic-Sammlung an ihrem Platz. Ich schnappte mir irgendein Heft und blätterte die Seiten durch, die sorgfältig und methodisch mit bunten Filzstiften vollgekritzelt waren.

Ich öffnete die Läden und ging auf den Balkon hinaus, der zum Meer hin lag. Unten standen die Kinder immer noch an der gleichen Stelle und betrachteten mich mit kampflustiger Miene. Der

Junge war etwa achtzehn Jahre alt, sehr mager und bleich wie Kerzenwachs. Er trug die Haare sehr kurz, was seine Nase, wie die seiner Mutter, überdimensional groß aussehen ließ. Das Mädchen, Grâce, wenn ich mich recht erinnerte, war etwa vierzehn. Strohblond und übertrieben geschminkt ahmte das kleine Persönchen, völlig von sich eingenommen, die herrischen Posen der Königin von England nach.

»Grâce! Charles-Édouard!« jaulte meine Halbschwester. »Kommt, Kinder! Wir gehen.«

Sie nahm sie bei den Händen und reckte ihren Zinken zu mir hoch.

»Und? Was ist mit dir? Ich mach dich darauf aufmerksam, daß man auf dich wartet.«

Ich zuckte die Schultern und sah in die Ferne, zur Bucht von Lavandou.

»Ich nehme an, daß du kein Auto hast?« meinte sie noch.

»Nein«, antwortete ich, »geht schon vor.«

»Aber ... Das darf doch nicht wahr sein!«

»Warum? Hast du Angst, daß ich das Haus durchsuche?«

»Überhaupt nicht!« log sie. »Das stimmt nicht. Überhaupt nicht.«

Sie holte Luft.

»Aber ich mach dich darauf aufmerksam, daß nach dem Begräbnis der Notar auf uns wartet.«

»Ach ja? Ich seh schon, du hast keine Zeit vergeudet.«

»Ich mach ...«

»Nein Marguerite. Du hörst auf, mich auf etwas *aufmerksam* zu machen. Du schnappst dir jetzt deinen Nachwuchs und haust ab.«

»Sehr gut!« sagte sie. »Wenn du mir in dem Ton kommst!«

Sie bogen um die Ecke, und ich hörte das Stampfen ihrer Schritte auf dem Kies.

»Also wirklich!« flötete Grâce mit dünner, tief gekränkter Stimme. »Die traut sich vielleicht was!«

»Du brauchst sie nicht lange zu ertragen«, schniefte ihre Mutter. »Vertrau mir, sie verschwindet bald wieder dahin zurück, wo sie her gekommen ist.«

Ich ließ mich auf das Bett fallen und versuchte, meine dritte Zigarette zu rauchen. Und zwar zu Ende, wenn möglich.

## 5

Mit einem kurzen Klick schnappte das Feuerzeug wieder zu. Germain Pilon öffnete die Augen und sah Hannibal mit seinem Raubtierlächeln vor sich.

»Sonst noch was?« fragte der Koloß.

»Nein, ich hab alles, vielen Dank.«

Pilon ließ die Eiswürfel in seinem mit Wodka gefüllten Kristallglas klirren und blies langsam den Rauch seiner handgerollten kubanischen Zigarre zur Zimmerdecke.

Dann holte er tief Atem und bewunderte den echten Magritte an der Wand: ein Zug, der aus einem Kamin herauskam.

»Es ist verblüffend«, erklärte Kasimir Malewitsch, »die Schnelligkeit, um nicht zu sagen Hast, mit der sich moderne Kunst hat entwickelt. Denken Sie nur: in weniger als vierzig Jahren von Impressionisten zu Abstrakten. Sie mögen abstrakte Kunst?«

Obwohl er keine Ahnung hatte, um was es ging, hätte Pilon in solchen Fällen nun üblicherweise zu einem professoral konfusen Höhenflug angesetzt, von dem er selbst nichts verstanden hätte, aber dieses Mal nickte er nur.

»Sehr, Monsieur Malewitsch. Besonders die flämische Malerei. Die rosa Periode vor allem. Ohne mich rühmen zu wollen«, konnte er sich nicht verkneifen hinzuzufügen, »auf diesem Gebiet kenne ich mich aus.«

Ein doppeldeutiges Lächeln erhellte das Gesicht des Tschetschenen, der an einer Säule lehnte.

»Literaten und Philosophen nicht verstehen Bedeutung von Form. Sie verwenden Begriffe, analysieren Gefühle, interpretieren Geschichten, aber sehen in Bildhauerkunst nur einfaches Ausdrucksmittel. Aber Form ist bedeutungsvoll in sich selbst. Sie verstehen?«

»Ja, ja«, bestätigte Germain Pilon, dessen Freude sich mittlerweile verflüchtigt hatte.

»Umso besser. Farbkompositionen, reine Formen sind Realität. Müssen betrachtet werden als solche.«

Germain Pilon drückte sich ein wenig tiefer ins Ledersofa und blickte sich nach einem Aschenbecher um, in dem er seine Zigarre abklopfen konnte.

»Hannibal!« befahl der Tschetschene.

In seinem makellosen Leinenanzug verließ der Rohling seinen Fensterplatz, wo er mit hinter dem Rücken verschränkten Armen vor sich hingeträumt hatte. Mit leichtem Schritt und unbewegter Miene holte er einen Aschenbecher und stellte ihn auf den niedrigen Tisch neben dem Sofa. Sein Verhalten verriet keinerlei Gefühlsregung.

Pilon quiekte ein schwaches »Danke«, und Malewitsch wartete, bis der Scherge seinen Posten wieder eingenommen hatte.

»Ich bin froh, daß wir haben selben Geschmack.«

Unauffällig musterte Germain Pilon Meter für Meter den mindestens sechzig Quadratmeter großen Raum. Vier Säulen stützten das Dach in Form einer Kuppel, drei Stufen führten zu dem Kreis in der Mitte, in dem er sich befand. Die Wände waren übersät von Gemälden, darunter ein Porträt von Wladimir Putin, den Pilon allerdings nicht kannte, ausgestopften Köpfen wilder Tiere, afrikanischen und indonesischen Masken, einer Schweizer Kuckucksuhr und einem ultraflachen Riesenfernseher von Sony, den er im FNAC-Katalog schon einmal für 18 000 Euro gesehen hatte. Das Mobiliar war teuer und paßte überhaupt nicht zusammen. Es bestand aus einer Bar aus wertvollen Hölzern, verschiedenen großväterlichen Armsesseln und Empire-Tischchen, afghanischen Teppichen, vor allem aber aus griechischen, ausnahmslos männlichen Statuen. Durch die großen Fenster, die mit elektrischen Rolläden ausgestattet waren, sah man auf der einen Seite den Swimmingpool, auf der anderen das Pinienwäldchen und im Westen den Wintergarten mit seiner Plexiglas-kuppel, durch die man die Sterne sehen konnte.

Kasimir Malewitsch trug einen Leoparden-Slip, der hin und wieder zwischen seiner Wampe und den Zipfeln seines Bademantels hervorrage. Schweigend schien er das Interesse zu schätzen, das Germain Pilon seiner bescheidenen Inneneinrichtung entgegenbrachte.

Germain Pilon verstand noch immer nicht die Wendung, die die Ereignisse genommen hatten. Denn auch wenn sein Gehirn vor langer Zeit einmal unter Sauerstoffmangel gelitten hatte, so konnte doch bislang niemand den endgültigen Beweis dafür erbringen, daß er definitiv verblödet war, und schließlich hätte bei einem derartigen Situationswechsel sicher jeder skeptisch dreingeschaut. Vor kurzem war er noch überzeugt, zwischen den Händen Hannibals zermalmt zu werden, und nun fand er sich von einem Augenblick auf den anderen wie ein Prinz behandelt. Ein leichter Verdacht keimte in seinem vom Alkohol benebelten Gehirn auf.

»Sie haben alles, was Sie brauchen?« fragte der Tschetschene mit zuckersüßer Stimme.

»Perfekt«, sagte Pilon, der sich allmählich unwohl zu fühlen begann. »Sehr großzügig.«

»Fast alles«, korrigierte Malewitsch, »also jetzt, wir reden.«

Er nahm in einem Sessel Platz, befeuchtete die Lippen und verschränkte die Beine.

»Sie schon lange wohnen am Cap, oder?«

»Schon immer!« prahlte Pilon.

»Gut. Dann Sie kennen viele Leute.«

»Fast alle, ja«, antwortete Pilon, der noch immer keine Ahnung hatte, worauf der andere hinauswollte.

»Großartig!« meinte der Tschetschene anerkennend, »ich Überraschung für Sie. Tatjana«, rief er, ohne Pilon aus den Augen zu lassen, der vom Sofa hochschreckte.

Der Tschetschene machte eine beruhigende Handbewegung, und am anderen Ende des Raums trat aus einer förmlich mit der Wand verschmolzenen Tür, auf die ein Trompe-l'Oeil gemalt war, Tatjana.

Pilon verschluckte sich fast an seinem Speichel. Tatjana war oben ohne und trug nur einen winzigen gelben Slip. Hüftschwingend ging sie die Stufen hinab, eine nach der anderen, bis sie vor dem Sofa stand.

»Ich brauche nicht vorstellen«, sagte Malewitsch.

Pilon schüttelte den Kopf heftiger als beabsichtigt.

»Ich glaube zu wissen, daß Sie ... wie ausdrücken ... schätzen Tatjana sehr.«

Pilon stieß ein nur schwer verständliches Blubbern aus. Jetzt hatte er Angst.

»Sehr hübsches Mädchen, oder?«

Pilon leerte sein Glas, hustete und füllte es neu auf, ohne lange um Erlaubnis zu fragen. Als er sich wieder umdrehte, stand die junge Schönheit mit gespreizten Beinen vor ihm, ihr Schamhügel erhob sich direkt vor seinen Augen. Sie warf ihre langen blonden Haare zurück und lächelte ihn an, ihre harten Brustwarzen nach vorne gereckt.

Pilon hatte nie zuvor ein derart lüsternes Lächeln gesehen. Sein Geschlecht wurde augenblicklich hart, und seiner Kehle entrang sich ein Stöhnen. Malewitsch rollte seinen Sessel heran, beugte sich vor, klopfte ihm aufs Knie und starrte auf seinen Hosenschlitz.

»Sie mir sagen ... Wie lang Sie nicht geschlafen mit einer Frau?«

»Was wollen Sie von mir?« stammelte Pilon, der sich zusammenkauerte, um seine Erregung zu verbergen.

»Na also!« rief der Tschetschene, »endlich gute Frage! Tatjana mag viel Liebe. Große Liebhaberin ... Sehr raffiniert, Sie verstehen? Viele Partner.«

»Das kann ich mir gut vorstellen«, knirschte Pilon und geriet allmählich ganz aus dem Häuschen.

Er konnte den Blick nicht vom Unterleib der jungen Frau abwenden. Im Gebüsch versteckt hatte er sie schon ohne alles gesehen, aber das kleine gelbe Teil vervielfachte seine Erregung. Wie oft hatte er sich in seiner Phantasie ausgemalt, daß er es ihr mit seinen Zähnen herunterreißen würde, während sie ihn anflehte, noch einen Schritt weiterzugehen, vorwärts, mein schöner Hengst.

»Ich glaube nicht«, sagte der Tschetschene, dessen Tonfall nun härter geworden war. »Ich sehr ernst. Tatjana schlimmer als Ihre Vorstellung.«

Pilon stürzte einen riesigen Schluck Wodka hinunter. Malewitsch sagte ein paar Worte auf russisch und ließ dabei seine Finger knakken. Die blonde Schönheit warf Pilon einen angedeuteten, nichtsdestoweniger wollüstigen Kuß zu, machte kehrt und stolzierte zurück zu der Tür, aus der sie gekommen war.

»Unglaublich«, stammelte Pilon, ohne die graziöse Bewegung ihres Hinterns aus den Augen zu lassen, bis sie hinter der Wand verschwunden war.

»Sie gehört Ihnen«, sagte Malewitsch, »Sie machen kleinen Gefallen, und Sie können sie haben.«

Pilon versuchte, wieder einen klaren Gedanken zu fassen. Er war nicht sicher, ob er alles richtig verstanden hatte. Er wollte es sich gerade bestätigen lassen, als irgendwo in dem großen Raum ein musikalisches Klingelzeichen ertönte. Für ihn hörte es sich an wie die Melodie zu *L'île aux enfants*.

»Entschuldigung«, bat der Tschetschene und griff nach seinem Handy, das er auf einem der Möbelstücke hatte liegen lassen.

Mit ernster Miene hörte der Mann seinem Gesprächspartner zu, und Germain Pilon fiel auf, daß sich die Gesichtsfarbe des Tschetschenen veränderte. Malewitsch wurde tatsächlich kreidebleich. Er lief auf und ab und brüllte ins Telefon. Es war ein phänomenales Wutgeschrei, das nur durch unkoordinierte Gesten unterbrochen wurde. Mit weit aufgesperrtem Mund sah Pilon zu, wie Malewitsch

ausflippte. Das Gespräch wurde komplett auf russisch geführt, so verstand Pilon als einziges Wort nur »Brink's«, das in der Unterredung gleich ein paarmal vorkam, und da er eigentlich am liebsten verschwunden wäre, konzentrierte er sich auf Putins Porträt an der Wand. Das Gesicht kam ihm irgendwie bekannt vor, aber er kam einfach nicht darauf, wer das war.

Endlich steckte der Tschetschene sein Handy in die Tasche seines Bademantels. Er holte tief Luft, warf seinem Leibwächter, der noch immer an der Wand lehnte, einen bedeutungsschwangeren Blick zu, dann nahm er wieder neben Pilon Platz, als wäre überhaupt nichts gewesen.

»Tatjana«, bestätigte er, »plus fünfhundert.«

»Fünfhundert?«

»US-Dollar.«

»Ja«, lallte Pilon, »natürlich, fünfhundert Dollar, das ist eine Summe ...«

»Jeden Tag«, fuhr Malewitsch fort, »Sie für mich arbeiten.«

Pilon wollte auf der Stelle raus hier. Aufstehen, sich für alles bedanken, in aller Ruhe zur Glastür gehen und dann Hals über Kopf abhauen. Danach würde er wegziehen. Er wußte nicht wohin oder mit welchem Geld, aber er würde verduften, so weit wie möglich weg von diesen gefährlichen Irren.

»Sie das nicht tun«, erklärte der Tschetschene, dem es nicht schwerfiel, Pilon's Gedanken zu erraten.

Er deutete mit dem Kinn auf Hannibal. Der Riese fuhr mit den Fingern andeutungsweise quer über den Hals, mit der anderen Hand öffnete er sein Jackett. Pilon sah den metallenen Griff, der aus dem Holster ragte, und plötzlich verwandelte sich seine Furcht in nackte Angst, die ihm bis in die Eingeweide kroch.

»Nachbarn ausspionieren«, meldete sich Malewitsch wieder zu Wort, »das ist nicht schön. Keine nette Art. Sehen Sie, als Beispiel, in Rußland wir stechen Augen aus.«

»Ich flehe Sie an«, wimmerte Germain Pilon, »warum ich? Sie haben doch jede Menge Leute, die für Sie arbeiten.«

»Sie spezial.«

»Aber was um Himmels Willen wollen Sie denn?«

»Nichts Illegales.«

Der Tschetschene erhob sich, wandte sich einer der griechischen Statuen zu und strich sich lange über seinen Pferdeschwanz.

»Wir darüber reden später. Zuerst Sie sich amüsieren. Sehr normal. Gehen Sie hinter Tür. Tatjana erwarten Sie. Los sofort.«

Pilon warf einen entsetzten Blick auf Hannibal, der ihn von seinen einhundertdreißig Kilo Muskeln herab musterte. Der Koloß lächelte nicht. Falls doch, dann sehr böseartig.

Germain Pilon begriff, daß er keine Wahl mehr hatte. Nichts Illegales, fünfhundert Dollar pro Tag und die schöne Tatjana ganz für ihn allein. Mehr konnte man sich eigentlich nicht erträumen.

»Bitte«, brachte er mühsam hervor, um sich selbst Mut zu machen, »ich hätte gerne noch ein bißchen Wodka.«

Der Tschetschene sah ihn kurz zweifelnd an, füllte dann aber höchstpersönlich das Glas, das in Nullkommanichts wieder leer war.

Germain Pilon schnalzte mit der Zunge, drückte die Zigarre aus und stand auf.

»Abgemacht«, sagte er und schwankte in Richtung Schlafzimmer.

Er hatte nicht die geringste Idee, was man danach von ihm verlangen würde. Im Moment wollte er es auch gar nicht wissen. Später könnte er immer noch seine Meinung ändern.

»Na dann«, sagte er und drückte die Türklinke nach unten.

»Na dann«, wiederholte der Tschetschene, »natürlich.«

Hannibal grinste, und die beiden Männer tauschten einen Blick, daß es einem kalt über den Rücken laufen konnte.

»Sie sind sich ganz sicher?« fragte Germain Pilon, ehe er die Trompe-l'Oeil-Tür aufriß.

»Sie mich anschauen!« befahl der Tschetschene.

»Also einverstanden«, schnurrte Germain Pilon und verschwand.

## 6

Das Motorrad startete mit dem ersten Kick. Ich drehte volle Kanne auf, um zu sehen, was das Ding alles unter dem Sattel hatte. Es lief sehr viel unruhiger als die Plastikmaschinen, die die Japaner heutzutage bauen. Eine einfache und robuste Maschine. Mit neunzig Sachen brauchte ich weniger als zehn Minuten nach Rayol.

Die Kirche war verschlossen. Ich raste weiter zum Friedhof, der sich oberhalb des Ortes am Ende einer schmalen Bergstraße befand und einen Blick aufs Meer bot. Jede Menge Autos standen

kreuz und quer geparkt. Größtenteils Luxusmodelle mit Nummernschildern aus allen Regionen Frankreichs.

Ich stellte mein Motorrad unter einem Baum ab und ging an der Aussegnungshalle vorbei die Allee hinauf. Mehrere Leute wandten sich mir zu, um mich quasi mit ihren Blicken zu töten, sicherlich, weil ich den Motor nochmal richtig hatte aufheulen lassen, bevor ich ihn ausschaltete.

Ein großes schmiedeeisernes Kreuz zwischen zwei Eiben dominierte den kleinen Friedhof. Alles in allem waren es nicht mehr als fünfzig Grabstätten. Natürlich hatte sich mein Vater die größte errichten lassen, und zwar genau in der Mitte.

Hinter meiner dunklen Sonnenbrille bekam ich von der Zeremonie nichts mit, und auch die Ansprache hörte ich nur bruchstückhaft. Ich hielt mich im Hintergrund, während mein Kopf seltsam leer war und mein Blick im nahen Dickicht sorgfältig herausgeputzter Nackenpartien versank. Ich entdeckte Ahmed, dann den kleinen Sargträger, ebenso den Verwalter. Die anderen waren mir völlig unbekannt. Männer und Frauen, dem Anlaß entsprechend gekleidet.

Es dauerte ziemlich lange. Meiner Schwester und ihren Sprößlingen wurde kondoliert, und nach und nach entfernten sich die Anwesenden im Gänsemarsch. Die meisten musterten mich neugierig. Sicherlich Leute, die mich hatten aufwachsen sehen, an die ich mich aber nicht mehr erinnern konnte. Viele Leute jedenfalls.

Ich drehte mich zum Meer hin, um ihren Blicken zu entgehen, da stieß mein Blick ausgerechnet auf das verwirrte Gesicht von Karottenkopf. Er zuckte zusammen, als hätte ihn jemand gezwickt. Dann murmelte er irgend etwas zwischen seinen Zähnen hervor, drängelte sich durch die Menschenmenge und steuerte fuchsteufelswild auf mich zu.

»Was treiben Sie denn hier?« bellte er mich an.

Das Gleiche hätte ich ihn auch fragen können, aber ich wartete lieber erst einmal ab.

Er packte mich heftig am Handgelenk und zerrte mich mit Gewalt unter eine Pinie.

»Für wen halten Sie sich eigentlich?« fing er wieder an. »Darf ich vielleicht erfahren, was Sie hier zu suchen haben?«

»Ich beerdige meinen Vater«, gestand ich, bevor er mir den Arm ausriß.

»Tintoret? Sie wollen mich wohl verarschen, Lieutenant ...«

»Xiao-Mei. Myrtille Xiao-Mei. Ich hab den Namen meiner Mutter behalten.«

»Was ist denn das für ein Durcheinander?« murmelte Rembrandt vor sich hin.

»Und Sie?« ging ich zum Angriff über, völlig unbeeindruckt von den Manieren dieses kleinen Kläffers. »Was machen Sie hier?«

»Mist!« sagte er. »Wohnen Sie am Cap?«

»Und wenn?«

»Spucken Sie hier bloß keine großen Töne, Giau-Mey!«

Ich fragte mich, ob er meinen Namen absichtlich verhunzte. Im allgemeinen haben Europäer ziemliche Schwierigkeiten mit dem chinesischen X. Wie auch immer, dies hier bewegte sich noch im Rahmen des Üblichen. Ein gewöhnlicher kleiner Polizeitrick, um die Verdächtigen zu verunsichern.

»Hat mein Vater irgendwas mit der Schießerei am Flughafen zu tun?«

»Nein«, sagte er und faßte sich an den Kopf. »Verdammt, das geht Sie nichts an!«

Er musterte mich herausfordernd, scheiterte aber an meinem unverschämten Lächeln. Eine meiner Spezialitäten. Absolut nervtötend.

»Wäre es vielleicht zuviel verlangt, wenn Sie ihren Hut abnehmen würden?« fragte plötzlich eine sanfte, aber feste Stimme.

Rembrandt riß die Augen auf und schaute meinen Neffen, der sich hinter ihm aufgefplant hatte, an, als plagten ihn Halluzinationen.

»Was ist denn das für einer?« würgte er hervor.

»Charles-Édouard Tintoret«, antwortete Charles-Édouard, ohne ihm die Hand zu reichen. Seine Mundwinkel zitterten unmerklich, aber er hielt Rembrandts Blick stand. Irgendeine seltsame Kraft schien ihn zu bestärken. Ein verborgenes Körnchen Verrücktheit, das jeden Moment explodieren konnte. Oder aber es war seine enorme Trauer.

»Myrtille«, fuhr er fort, »belästigt Sie dieser Monsieur?«

»Verdammt noch mal!« fing Rembrandt wieder an und nahm seinen Hut ab. »Wissen Sie überhaupt, wer ich bin? Nein? Kriminalpolizei! Brigade criminelle!«

»Na und? Hat sich meine Tante etwas vorzuwerfen?«

»Das darf nicht wahr sein!« schimpfte Rembrandt. »Mist, verdammter!«

»Mein Großvater hatte Beziehungen«, versetzte Charles-Édouard ihm einen weiteren Schlag. »Ich nehme an, daß Ihnen das sehr wohl bekannt ist. Wollen Sie, daß ich Namen nenne?«

»Ist schon gut«, gab Rembrandt nach. »In Ordnung. Aber Sie«, sagte er und deutete mit dem Finger auf mich, »Sie muß ich sprechen. Ich warte draußen auf Sie.«

Er verschwand mit großen Schritten und führte fortlaufend Selbstgespräche darüber, wie sehr ihn doch solche kleinen Arschlöcher, die auf dem hohen Roß saßen, anekelten.

Ich betrachtete Charles-Édouard plötzlich mit ganz anderen Augen. Er lächelte mich bleich an, und ich dankte ihm, machte ihm aber gleichzeitig klar, daß ich groß genug sei, um allein zurechtzukommen. Aber ich dankte ihm.

»Das war doch nichts Besonderes«, sagte er. »Ich glaube nicht alle Horrorgeschichten, die meine Mutter über Sie erzählt.«

Ich zuckte die Schultern.

»Hören Sie«, fuhr er fort, »ich würde Sie wirklich gern kennenlernen.«

»Das ist zwar nett, aber ich glaube nicht, daß ich sehr lange in der Gegend hier bleibe. Ich hab nur drei Tage Urlaub genommen und ...«

»Morgen abend«, schnitt er mir das Wort ab.

»Wie bitte?«

»Morgen abend, ich lade Sie zum Essen ein. Ich bitte Sie, lehnen Sie nicht ab. Ich finde Sie sehr hübsch.«

Mein kleiner Neffe, gerade mal volljährig, baggerte mich doch wahrhaftig an. Ich fühlte mich müde, und meine dreiunddreißig Jahre lasteten mit einem Mal schwer auf meinen Schultern.

»Vorsicht«, warnte ich ihn, »du weißt nicht, auf was du dich da einläßt.«

»Ich bin härter im Nehmen, als man es mir ansieht.«

Hinter meiner verdunkelten Brille musterte ich ihn eindringlich. Eindeutig zu jung, und viel zu mager. Ich fragte mich, was in mich gefahren war, überhaupt einen Gedanken daran zu verschwenden. Myrtille, sagte ich mir, dieses Bürschchen ist dein Neffe.

»Sehr gut«, antwortete ich, um ihn nicht zu verletzen, »ich werde darüber nachdenken. Im übrigen glaube ich, Charles-Édouard, daß deine Mutter auf dich wartet.«

Tatsächlich ließ uns die alte Schachtel nicht aus den Augen. Grâce, ihre Tochter, stand vorbildlich an ihrer Seite. Ich konnte mir schon vorstellen, welche Hauspredigt ihr kleiner Robin Hood über sich würde ergehen lassen müssen. Ich hoffte, sie würde ihm nicht den Nachtsch streichen.

Würdigen Schrittes ging Charles-Édouard wieder zu ihr. Seine Mama machte zwar keine Bemerkung, aber der Blick, den sie ihm zuwarf, sagte alles. Er nickte mir ein letztes Mal komplizenhaft zu, dann wandte sich die kleine Familie ihrer BMW-Limousine zu, die sie mit offenen Türen erwartete.

»Wenn Sie mich fragen, wird das ein Riesenfest!«

Mein kleiner Sargträger hatte gesprochen. Er schwitzte und wischte sich mit seiner Mütze über die Stirn.

»Glauben Sie?«

»Wie ich gehört habe, findet das Fest in einem Schloß statt. Nachdem ich gesehen habe, daß Sie sich ziemlich abseits gehalten haben, nehme ich an, daß Sie nicht eingeladen sind, oder täusche ich mich?«

»Ganz und gar nicht«, sagte ich.

»Anscheinend war der Verstorbene eine herausragende Persönlichkeit. Ein Schriftsteller offenbar. Haben Sie ihn gekannt?«

»Kaum.«

»Ja, also, wenn Sie meine Meinung hören wollen, dann waren diese ganzen Leute nicht bloß da, um zu weinen, wenn Sie versterben. In meinem Job, da hört man Dinge ...«

»Tun Sie mir den Gefallen, und scheren Sie sich zum Teufel, bevor ich Ihnen eine in die Fresse haue.«

Ich beschloß, Rembrandt noch ein bißchen zappeln zu lassen. Als ich wieder auf den Parkplatz kam, stapfte er wie ein Bär um mein Motorrad herum, in der Hand ein Handy.

»Ich hab auch noch was anderes zu tun«, schimpfte er grantig.

Auf dem terrassenartigen Parkplatz war nur noch sein Wagen übrig geblieben, ein gemieteter Citroën BX.

»Was wollen Sie, Rembrandt?«

»Commandant!« fing er wieder an. »Sagen Sie mal, Xang-Cheng, wo glauben Sie eigentlich, daß Sie sind?«

»Myrtille«, sagte ich, »das ist einfacher. Was hat denn mein Vater mit Ihrer Geschichte zu tun?«

»Ihr Vater nichts. Ich verfolge eine Spur, das ist alles. Vielleicht ist auch nicht viel dran.«

Der Kerl log wie gedruckt.

»Jetzt hören Sie aber auf, Commandant, Sie sind bei der Criminelle. Sie werden mir doch nicht erzählen, daß Sie sich wegen ›nicht viel dran‹ hierher bemühen.«

Seufzend wandte er den Blick zum Himmel. Die Sonne stand jetzt im Zenit.

»Okay«, sagte er, »ich brauche Ihre Hilfe.«

»Ich habe Urlaub.«

»Jetzt hören Sie endlich mal auf, ja?«

Na gut. Aber nur für den Augenblick.

»Meinetwegen. Schießen Sie los.«

Ohne sich dessen bewußt zu sein, zog er mit seinem Stiefelabsatz eine Linie im Kies.

»Das ist inoffiziell«, sagte er. »Ich brauche ein wenig Bewegungsfreiheit am Cap.«

»Sie brauchen mich als Deckung.«

»Ich bewege mich hier wie auf rohen Eiern«, bekräftigte er. »Die da oben können nichts für mich tun. Wenigstens nicht im jetzigen Stadium. Ich hab es Ihnen schon gesagt, ich hab nicht sehr viel in der Hand. Es gibt da einen Typen, der mich interessiert. Ich hab ihn hier nicht gesehen, obwohl doch praktisch alle Einwohner vom Cap da waren. Sie, Sie sind von hier, verstehen Sie?«

»Wir werden sehen«, sagte ich. »Und was wären Sie gern? Mein kleiner Freund?«

»Und warum nicht?«

»Hören Sie auf, Schwachsinn zu reden, Commandant. Schauen Sie sich doch nur einmal an.«

»Sie sind eine echte Nervensäge, Lieutenant. Hat Ihnen das schon mal jemand gesagt?«

»Nicht die Kerle, die die Absicht hatten, sich als meine Freunde auszugeben.«

»Hören Sie, es ist ja nicht für lange.«

Wie tief war ich doch gesunken. Erst ein rachitischer Jungspund und jetzt ein rothaariger Gnom. Noch dazu ein Geheimniskrämer.

»Ich bin verheiratet«, preßte er zwischen den Lippen hervor.

»Meinen Glückwunsch, Commandant! Bravo!«

Wie seine Frau wohl aussehen mochte, versuchte ich mir lieber gar nicht erst vorzustellen.

»Hören Sie auf mit Ihren Albernheiten.«

»Gut. Für wen interessieren Sie sich?«

»Kasimir Malewitsch.«

»Nie von ihm gehört.«

»Erst seit einem Jahr am Cap. Tschetschene. Multimillionär. Steht

Präsident Putin nahe. Hat Aufenthaltsverbot in Monaco und mehreren französischen Departements. Genießt immense politische Unterstützung. Protektion von überall her. Ist im Moment unangreifbar.«

»Ich verstehe.«

»Noch nicht. Der Kerl ist ein Psychopath.«

»Und warum sind Sie hinter ihm her?«

»Bei dem Überfall hat einer der Täter sein Magazin am Tatort zurückgelassen.«

»Nicht sehr professionell.«

»Es wird zur Zeit im Labor untersucht. Wir werden sehen. Jedenfalls hat mir das einen Floh ins Ohr gesetzt. Die Knarre ist eine tschechische CZ. Modell 100.«

»Kenn ich nicht.«

»Ein kleines waffentechnisches Juwel. Sehr einfallsreich. Wenn man sich auf eine feste Unterlage stützt, läßt es sich mit einer Hand bestücken. Kurz und gut, es handelt sich um eine Kaliber .40 Smith&Wesson-Version. Mit einem Zehn-Schuß-Magazin statt dreizehn. Aber: Diese Knarre ist nie in den Handel gekommen. Als die österreichische Glock auf den Markt kam, wollten alle Waffenhersteller nur noch sie mit ihrer Schalenkonstruktion, ihrem Kunststoffgehäuse et cetera kopieren. Unsere CZ wurde 1995 beim Internationalen Waffensalon in Nürnberg vorgestellt. Wegen technischer Probleme hat man sie seither mehrmals modifiziert. Diese Version in Kaliber .40 gibt es nicht mehr.«

»Beeindruckend.«

»Ein paar Exemplare haben die tschetschenischen Separatisten in Umlauf gebracht. Sie haben die nicht für den Verkauf zugelassenen Lagerbestände in ihren Besitz gebracht. Bei den meisten Fällen, in die die Russenmafia verwickelt ist ...«

»... taucht diese Waffe auf. Alles klar. Aber warum Malewitsch? Ich könnte mir vorstellen, daß er nicht der einzige Russe entlang der ganzen Côte d'Azur ist.«

»Laut Innenministerium gibt es über dreihundert Russen hier. Ungefähr fünfzig mit ständigem Wohnsitz. Gute zehn in der Gegend rund um Toulon. Malewitsch ist der einzige Tschetschene. Ich habe nichts anderes in der Hand. Es reicht nicht einmal, um ihn offiziell zu vernehmen. Ich möchte außerdem nicht unnötig hohe Wellen schlagen. Wir haben ihn schon ziemlich lange im Visier. Haben Sie schon vom Schloß gehört?«

»Das ist der größte Besitz hier in der Gegend. Sie können es nicht verfehlen, es liegt am Ende des Cap. Angéla Brunelleschi verbringt dort ihren Urlaub.«

»Sie machen Witze.«

»Keineswegs.«

»Angéla Brunelleschi, das Super-Model?«

»Ihrem Großvater hat das ganze Cap gehört. In den 50er Jahren hat er es dann in einzelne Parzellen aufgeteilt.«

»Na so was!«

»Ganz genau.«

»Ich hab ja gewußt, daß sich hier die vornehme Gesellschaft trifft, aber ...«

»Und was wollen Sie im Schloß?«

»Ein Empfang. Heute abend.«

»Tut mir leid, aber ich bin nicht eingeladen.«

»Alle Bewohner des Caps sind eingeladen. Es ist ein Empfang, der jedes Jahr gegeben wird.«

»Da wissen Sie mehr als ich, Commandant.«

»Das ist auch mein Job.«

»Und Sie wollen mich begleiten?«

»Genau.«

»Ich hab nicht die Absicht hinzugehen.«

Er zupfte an seiner Hutkrempe herum und atmete tief durch.

»Sagen Sie mal, Myrtille, was ist eigentlich Ihr Problem?«

Er brachte mich zum Lächeln, dieser kleine knallrote Commandant. Er sah aus wie ein launischer Knirps, dem man seine Spielsachen weggenommen hatte. Mein eigenwilliges Verhalten paßte ihm überhaupt nicht.

»Ich mag es, wenn Sie mich Myrtille nennen«, sagte ich, um ihn ein bißchen aufzuziehen.

»Das ist doch ein schöner Name. Also, was ist jetzt mit heute abend?«

»Ich denke darüber nach.«

»Perfekt. Ich hole Sie um halb acht ab.«

Ich schwang mich auf meine Maschine und drehte den Zündschlüssel. Rembrandt betrachtete meine Beine. Er sah aus, als wollte er noch etwas sagen, besann sich dann aber eines Besseren.

»Commandant?« Ich riß ich ihn aus seinen Träumen.

»Lieutenant?«

»Ziehen Sie sich was anderes an.«

Er ging zu seinem Wagen, öffnete die Tür und blieb dann noch einen langen Augenblick stehen, um mich anzustarren. Sein Kopf überragte gerade einmal das Dach seines Autos. Er hatte durchaus auch eine attraktive Seite mit seinen winzigen, spitzen Stiefeln.

»Noch etwas Persönlicheres«, sagte er.

»Ich höre?«

»Was wollen Sie eigentlich bei der Polizei? Ich meine nur, mit so einem reichen Vater.«

Ich ließ meine Maschine anspringen.

»Mein Vater hat mich nie offiziell anerkannt.«

»Tatsächlich?« wunderte er sich. »Aber wieso denn nicht?«

»Dann hätte er sich um meine Mutter kümmern müssen.«

»Üble Sache. Hören Sie, es spielt zwar keine Rolle, aber wegen meiner Frau ... Also, in Wirklichkeit bin ich geschieden.«

»Tut mir leid, Commandant«, rief ich ihm beim Losfahren noch zu, »das hab ich nicht mehr verstanden.«

Ich zischte ab mit Vollgas und in der Gewißheit, daß er mir nicht einmal die Hälfte von dem gesagt hatte, was er wußte.

## 7

Charles-Édouard hatte sich auf der Couch im Wohnzimmer vor ein Videospiele hingelächelt, in dem es darum ging, mit einer *pump gun* möglichst viele Feinde zu massakrieren. Als er mich bemerkte, machte er eine abwehrende Geste und schenkte mir eines seiner krankhaften Grinsen.

»Tu einfach so, als wäre ich nicht da«, sagte ich und warf den Zündschlüssel auf die Kommode.

Grâce bewunderte sich vor dem Spiegel. Sie trug eine rosa Lederhose und hochhackige Schuhe. Als ich an ihr vorbeiging, stieß sie einen genervten Seufzer aus. Ich ging in mein Zimmer hoch und piff den Refrain von *Marche à l'ombre*.

Meine Schwester saß auf meinem Bett und wartete schon auf mich. Sie hatte bestimmt meine Sachen durchsucht, das konnte ich an ihrem Gesicht ablesen.

»Läuft alles nach Wunsch?« fragte ich sie.

Sie trug noch immer ihr Trauergewand, ihre Augen waren verweint, und sie spielte nervös mit ihren Händen herum. Sie woll-

te mir etwas sagen, traute sich jedoch nicht, es auszusprechen. Meine Schwester ist schon immer scheinheilig gewesen. Früher hatte sie immer versucht, mir all das aufzuhalsen, wozu sie zu feige war. Mittlerweile war das natürlich etwas schwieriger geworden.

»Ich muß mit dir reden«, murmelte sie.

»Ach ja?« Ich zog mein T-Shirt aus.

»Sei bloß nicht kindisch«, kläffte sie, während sie ihren Blick von meiner Brust abwandte. »Es ist auch so schon schwer genug.«

Ich streifte ein schwarzes Fred Perry-Polohemd über und tauschte meine Turnschuhe gegen Schnürschuhe mit Stahlkappen, die für die Gangschaltung meiner kleinen 125er besser geeignet waren. Meine Schwester sah mir voller Mißtrauen zu.

»Ich weiß nicht, wie lange du vorhast, hierzubleiben«, begann sie, »aber ...«

»Aber?«

»Aber mir wäre es lieber, wenn du dir ein Hotel suchen würdest.«

Ich schwieg. Ich hatte mit heftigen Vorwürfen gerechnet, aber nicht mit der offenen Aufforderung, ich solle mich vom Acker machen.

»So, jetzt ist es raus«, sagte sie.

»Hervorragend«, antwortete ich, »und ich war so blöd zu glauben, daß das Haus mit seinen fünf Zimmern ...«

»Wir kommen zwar nur in den Sommerferien hierher«, fuhr sie fort, »aber wir haben so unsere Gewohnheiten, verstehst du?«

»Aber kein Problem«, murmelte ich und bot all meine Kräfte auf, um ihr nicht sofort eine zu knallen, »ich versteh schon.«

»Und außerdem hast du einen schlechten Einfluß auf die Kinder.«

Daraufhin sagte ich nichts mehr. Ich rührte mich auch nicht mehr. Ich dachte an mein kleines Appartement in Paris, an mein kleines, wohlgeordnetes Leben im Kommissariat, an einen Haufen Dinge weit weg von hier, um sie nicht auf der Stelle niederzumetzeln.

»Also, was ist jetzt? Bist du einverstanden?«

»Kein Problem«, wiederholte ich und machte meinen Rucksack zu.

»Wenn du willst, kannst du das Motorrad behalten, anscheinend gefällt es dir. Charles-Édouard jedenfalls legt keinen Wert darauf. Er kann nicht damit umgehen.«

»Sehr liebenswürdig, aber ich ruf mir ein Taxi.«

»Du würdest mir eine Freude machen, wenn du es nimmst«, sagte meine Schwester großzügig, »dann hättest du auch ein kleines Andenken an Papa.«

Ich warf den Rucksack über die Schulter.

»Wo willst du denn hin?« fragte sie.

»Was geht dich das noch an, Marguerite?«

»Aber so eilig ist es doch nicht ... Das hat doch Zeit bis heute abend, bis nach dem Termin mit dem Notar.«

Ich stellte meinen Rucksack wieder ab. Meine Schwester tat mir leid.

»Sag mal, gibt's eigentlich keinen Imbiß, zur Feier des Tages?«

»Was für eine Feier?«

»Papas Tod. Nach einer Beerdigung ist das doch üblich. Oder?«  
Sie schluchzte. Wie ergreifend.

»Heute paßt es schlecht. Es hätte sich so gehört, ich weiß, aber heute abend ist doch schon das Fest im Schloß.«

»Na und? Es wären nur wenig Leute gekommen, was? Ist es das? Hattest du Angst, es wird hier nicht voll?«

»Du ...«

»Ich kotz dich an. Und wann ist der Notartermin?«

Sie sah auf die Uhr und wurde plötzlich panisch.

»Halt! Um Himmels Willen! Er wartet sicher schon!«

»Na dann. Salut.«

Auf der Treppe begegnete ich der Rotzgöre. Als ich an ihr vorbeiging, drückte sie sich flach gegen die Wand und starrte ihre Ballettschuhe an. Dann hörte ich sie zu ihrer Mutter rennen.

Charles-Édouard hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Er zapelte immer noch an seinem Plastikknüppel herum.

»Mach's gut«, sagte ich und schnappte mir den Schlüssel.

»Wie bitte? Gehen Sie?«

»Genau. Du kannst das Motorrad am Eingangstor abholen. Ich nehme den nächsten Bus.«

»Aber das können Sie doch nicht machen«, sagte er, ließ den Joystick fallen, riß sich vom Sessel hoch und stolperte über die am Boden liegende Videokonsole.

»Doch«, antwortete ich.

»Und unser Abendessen?«

Ich ging auf den Hof hinaus, wobei er mir nicht von der Pelle wich.

»Jetzt hör mal, Charles-Édouard«, sagte ich und zerzauste sein Haar, »an jungen Mädchen ist doch hier echt kein Mangel.«

»Auf die pfeif ich!« plärrte er und stampfte auf den Boden.

»Tja, so ist das Leben.«

Ich schnallte meinen Rucksack auf dem Motorrad fest.

»Das können Sie mir doch nicht antun«, jammerte er.

»Du wiederholst dich!« Ich schwang mich auf die Maschine.

Sein ganzer Körper bebte. Sein Adamsapfel hüpfte hinter der Krawatte auf und ab, und er blitzte mich aus wütenden Augen an.

»Miststück!«

Ich war nicht sicher, ob ich richtig gehört hatte. Ich stellte das Motorrad wieder auf den Ständer und pflanzte mich vor ihm auf.

»Was hast du gerade gesagt?«

Es dauerte ziemlich lange, bis er sich wieder im Griff hatte. Ich dachte schon, er würde ohnmächtig, so aufgewühlt war er.

»Entschuldigen Sie bitte«, murmelte er, »ich weiß nicht, was in mich gefahren ist. Es tut mir leid.«

Er ließ mich stehen, drehte sich um und ging ins Haus zurück. Ich sah, wie er sich wieder in seinen Bambussessel fallen ließ und mit dem Videospiel weitermachte.

Diese Familie – einer bekloppter als der andere.

Ich startete die Maschine, um diesen ganzen Irren hier endgültig den Rücken zuzukehren.

Vor der Pfortnerloge gab es einen kleinen Menschauflauf. Gut zehn Leute standen um wild geparkte Luxus Schlitten herum und debattierten über den Überfall am Flughafen. Alle schienen mittlerweile Bescheid zu wissen, und jeder steuerte seine eigene Version der Ereignisse bei.

Ich parkte das Motorrad beim Mäuerchen und gab dem Verwalter die Schlüssel, dazu meine Handy-Nummer.

»Für Ahmed«, erklärte ich ihm, »sagen Sie ihm bitte, er kann mich jederzeit anrufen. Er würde mir damit eine Freude machen.«

»Manche Kerle haben einfach Glück«, bemerkte ein junger Typ, der unser Gespräch mitbekommen hatte.

Ein sehr hübscher Junge. Um die dreißig, groß und elegant, blon-

des, kurzes Haar, mit Drei-Tage-Bart und stahlgrauen Augen, in Shorts und Polo hemd von Lacoste.

Er saß auf dem verchromten Kotflügel eines graublauen Audi TT Roadster, die Art von Coupé, bei dem ich seit jeher schwach werde. Seine linke Hand spielte lässig mit einem Schlüsselanhänger. Er lächelte mich offenherzig an, ich lächelte zurück, und er kam zu mir herüber. Er hatte einen sehr männlichen Gang.

»Antonin de Messine«, stellte er sich vor und hielt mir die Hand hin.

»Myrtille«, brabbelte ich und schüttelte sie.

»Ist mir bekannt. Man hat mir schon erzählt, daß Sie sich prächtig gemacht haben, aber das war, wie ich sehe, eine glatte Untertreibung.«

Bleib ganz ruhig, dachte ich, laß dir was Geistreiches einfallen, nur nicht naiv wirken, und keinesfalls zeigen, daß er dir gefällt, außerdem ist das plumpe Anmache, fall nicht darauf herein, du weißt genau, daß du so was gar nicht magst. Myrtille, du bist hier diejenige, die den Ton angibt, na los jetzt, komm schon, mein Täubchen, zeig ihm, wo's langgeht.

Aber alles, was ich zustande brachte, war: »Sie sehen auch nicht übel aus.«

Zu allem Überfluß errötete ich auch noch.

»Wenn Sie mir das doch schon vor zwanzig Jahren gesagt hätten«, seufzte er.

Vor zwanzig Jahren. Natürlich.

»Am Strand«, fügte er hinzu, »damals hatte ich nur für Sie Augen.«

De Messine. Ich durchforstete meine Erinnerungen und stieß auf ein pickeliges, verklemmtes Bürschchen, das seine ganze Zeit damit verbrachte, mir nachzulaufen. Ich sah ihn vor mir, als wäre es gestern gewesen: wie der aufgeblasene Spargeltarzan ein ums andere Mal erfolglos versuchte, das Segel seines Windsurfbretts aufzurichten, um bei mir Eindruck zu schinden.

»Antonin. Ich hätte dich nicht wiedererkannt. Hast du immer noch dein Surfbrett?«

»Ja«, gab er zu und senkte den Blick. »Ich hab's bis zum Juniorenweltmeister gebracht. Aber jetzt mach ich's nur noch zum Vergnügen. Ich bin mittlerweile Anwalt. Ich pendele zwischen New York und Paris«, präziserte er. »Und du? Wie man hört, bist du bei der Polizei?«

»Die Gerüchte verbreiten sich hier ja wie ein Lauffeuer«, antwortete ich nicht gerade originell.

Eine Zeit lang sagten wir beide nichts. Er bedachte mich mit einem schmachttenden Blick, und ich fühlte mich völlig lächerlich.

»Bleibst du ein bißchen am Cap?« fragte er.

»Ich bin gerade am Abreisen«, stammelte ich, »die Schlüssel fürs Motorrad hab ich schon abgegeben. Na ja, ich wollte gerade zum Bus. Aber ich glaube, ich nehme besser den Zug in Hyères, das geht sicher schneller, weil der Flughafen doch noch gesperrt ist. Wahrscheinlich bin ich dann schon heute abend in Paris. Aber sag mal ehrlich, es ist heiß hier, was?«

»Du nimmst nicht den Bus«, entschied er kurzerhand und deutete auf seinen Boliden. »Ich muß zwei, drei Dinge in Le Lavandou erledigen. Wenn du willst, bring ich dich zum Bahnhof.«

»Also ehrlich gesagt, das ist zwar nett, aber ...«

»Ich würde mich geschmeichelt fühlen«, schnitt er mir das Wort ab.

»Wenn das so ist«, kapitulierte ich, und da er schon dabei war, meinen Rucksack zum Auto zu tragen, konnte ich jetzt nur noch schlecht nein sagen, oder?

Er öffnete mir die Tür und setzte sich dann hinters Steuer. Meine Hände legte ich brav auf meine Knie. Er setzte eine Ray-Ban *Wayfarer* mit schwarzem Gestell auf. Er trug weder ein Armband, noch Goldkettchen oder sonstigen Schnickschnack, den man sonst gewöhnlich in der Grundausrüstung eines Pariser Schickimicki findet, nur eine sehr dunkle, stählerne Schweizer Tag Heuer ums Handgelenk. Das hat Klasse, dachte ich bei mir.

Ich gab dem Verwalter ein Zeichen, der mich grüßend durchwinkte. Vor uns öffnete sich das Tor, und mit quietschenden Reifen düsten wir los.

»Das ist wirklich nett von dir«, sagte ich, während ich meine widerspenstige Haarsträhne nach oben blies.

»Das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite«, lächelte mich Antonin mit all seinen prächtig weißen und herrlich geraden Zähnen an.